

Psychologien im Gespräch

Herausgegeben von Paul Sebastian Ruppel
und Günter Mey

Thomas Slunecko und Gerhard Benetka im Gespräch: Über Psychologiekritik • **Jürgen Straub im Gespräch mit Aglaja Przyborski:** »Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen im Standardformat« • **Alexandre Métraux im Gespräch mit Alexander Nicolai Wendt:** Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie • **Janina Loh und Ralph Sichler im Gespräch:** Das Humane oder Posthumane in der Psychologie? • **Fritz Schütze im Gespräch mit Paul S. Ruppel und Pradeep Chakkarath:** »Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten« • **Harald Welzer und Günter Mey im Gespräch:** »Scheiße machen wir nicht!«



Inhalt

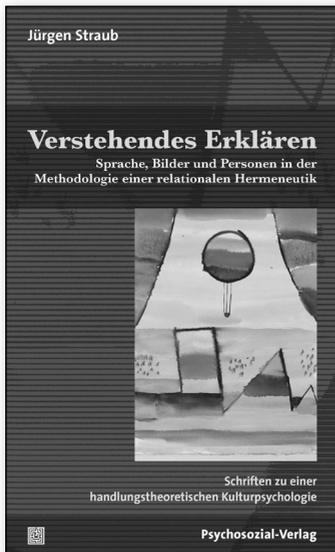
Editorial	3	Das Humane oder Posthumane in der Psychologie?	69
Über Psychologiekritik <i>Thomas Slunecko und Gerhard Benetka im Gespräch</i>	6	<i>Janina Loh und Ralph Sichler im Gespräch</i>	
»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen im Standardformat« <i>Jürgen Straub im Gespräch mit Aglaja Przyborski</i>	26	»Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten« <i>Fritz Schütze im Gespräch mit Paul S. Ruppel und Pradeep Chakkarath</i>	88
Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie <i>Alexandre Métraux im Gespräch mit Alexander Nicolai Wendt</i>	48	»Scheiße machen wir nicht!« <i>Harald Welzer und Günter Mey im Gespräch</i>	111
		Impressum	131



Psychosozial-Verlag

Jürgen Straub

Verstehendes Erklären
Sprache, Bilder und Personen in der
Methodologie einer relationalen Hermeneutik.
Schriften zu einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie



2022 · 433 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3031-3

Jedes Subjekt begegnet im Erkennen eines Objekts stets auch sich selbst. Die Abkehr vom illusionären Ideal eines objektiven Wissens bereitet einer dialogischen, zutiefst sozialen, relationalen und interkulturellen Wissenschaft den Weg.

Jürgen Straub stellt das Konzept einer relationalen Hermeneutik vor, mit dem Handlungen und Texte, Metaphern und Bilder aller Art mit außergewöhnlicher Genauigkeit analysiert werden. Dabei zeigt sich, dass es beim Interpretieren und verstehenden Erklären beliebig Phänomene nicht einfach nur um diese selbst und ihre Bedeutungen in der Lebenspraxis anderer Menschen geht. Denn Forschende können sich selbst aus dem Geschehen wissenschaftlicher Erkenntnisbildung niemals ganz heraushalten. Sie beobachten nicht nur, sie sind stets Bestandteil des Feldes. So ist jede Einsicht Beziehungswissen und sagt auch etwas über das erkennende Subjekt selbst, über seine soziale und kulturelle Welt aus: Man sieht nur, was man zu sehen vermag.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Editorial

Journal für Psychologie, 30(1), 3–5

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-3>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Mit der vorliegenden Ausgabe »Psychologien im Gespräch« und den darin versammelten Gesprächsbeiträgen verbindet sich die Einladung, über vergangene, gegenwärtige und mögliche zukünftige Entwicklungen (in) einer sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie nachzudenken.

Wir haben diese Ausgabe anlässlich des 30-jährigen Bestehens des *Journals für Psychologie* zusammengestellt, weniger als eine Jubiläumsausgabe denn vielmehr als eine Art Standortbestimmung, wozu uns die Form des Dialogs besonders geeignet erschien, und zwar als Gespräche mit und zwischen Wissenschaftler*innen aus der Psychologie sowie angrenzenden Disziplinen und Forschungsfeldern, deren Arbeiten mit einer sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie resonieren und sie geprägt haben.

Wir freuen uns, dass folgende Gespräche versammelt werden konnten:

- Über Psychologiekritik – Thomas Slunecko und Gerhard Benetka im Gespräch
- »Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen im Standardformat« – Jürgen Straub im Gespräch mit Aglaja Przyborski
- Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie – Alexandre Métraux im Gespräch mit Alexander Nicolai Wendt
- Das Humane oder Posthumane in der Psychologie? – Janina Loh und Ralph Sichler im Gespräch
- »Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten« – Fritz Schütze im Gespräch mit Paul S. Ruppel und Pradeep Chakkarath
- »Scheiße machen wir nicht!« – Harald Welzer und Günter Mey im Gespräch

Wenn auch die Form des Dialogs die verbindende Klammer ist, so sind die Gesprächsbeiträge thematisch sehr unterschiedlich gelagert. Mal bieten sie mehr Retrospektiven, mal mehr Gegenwartsdiagnosen, aber auch – vorsichtig angedeutete – Markierungen möglicher Entwicklungen. Nicht zuletzt geben sie einen plastischen Eindruck von Lebensformen in der Wissenschaft, da sich in den sechs Beiträgen fachliche sowie eng an diese geknüpfte biografische Perspektiven finden. Sie handeln vom Ausloten konkurrierender Menschenbildannahmen, dem Ringen um angemessene methodologische Zugänge und methodische Verfahrensweisen, dem Suchen nach bzw. Eintreten für als überzeugend angesehene ethisch-moralische Positionen und dem Versuch des

Einbezugs unterschiedlicher Formen der Erfahrung in die Erkenntnisbildung. Dabei verdeutlichen die Gespräche, wie notwendig Reflexionen und Debatten hierzu in der Psychologie – und das heißt selbstredend im Fach als Ganzes – sind oder wären. Die Gesprächspartner*innen artikulieren ihre Sichtweisen und Überlegungen nicht selten aus einer vermeintlichen Peripherie und damit verbundenen selbst- und/oder fremdzu-geschriebenen »Außenseiter*innen«-Rollen an der Grenze innerhalb und außerhalb der akademischen Psychologie. Schwache Positionen sind dies indes keineswegs. Im Gegenteil. Es sind starke Perspektiven – die vielleicht auch deswegen keines zu stark polarisierenden, inkludierenden und exkludierenden Sprechens (mehr) bedürfen. Sie könnten allenfalls als »schwach« gekennzeichnet werden, wenn damit angezeigt werden soll, dass sie in weiten Teilen, wenn überhaupt, einen nicht-dominierenden, eher marginalen Stellenwert innerhalb des sogenannten Mainstreams besitzen. In Nischen haben sie aber mitunter einen ehemals wohl kaum vorstellbaren Etablierungsgrad erreicht und sind hier und da fest institutionalisiert. Es wird deutlich: Die Etablierung einer sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie verlief nicht ohne Abgrenzungen zum Hauptstrom des Faches, ihre Binnendifferenzierungen bisweilen aber durchaus. Die Gespräche konturieren nicht nur Entwicklungen (in) einer sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlich orientierten Psychologie. Sie zeigen in der Gesamtschau auch, wie ausdifferenziert und unterschiedlich deren theoretische und methodologische Zugänge sowie methodischen Vorgehensweisen sind.

Damit leisten sie genau die kritische Bestandsaufnahme für das Fach, die wir uns als Herausgebende des *Journals für Psychologie* anlässlich des Erscheinens des 30. Jahrgangs der Zeitschrift erhofft haben. Denn die plurale Verfasstheit des Faches zu bewahren, sie zu entwickeln und (wieder) sichtbar werden zu lassen war und ist zentrales Anliegen des *Journals für Psychologie*. Im Editorial des ersten Heftes, das im Oktober 1992 mit dem Themenschwerpunkt »Die Psychologie wird selbstreflexiv« erschien, wird entsprechend als Ziel für die Zeitschrift ausgegeben, sie »als ein Forum [zu] entwickeln, in dem die Vielfalt der Ansätze und Diskurse in der Psychologie, der Pluralismus von Methoden und Perspektiven zur Geltung kommen können« (Die Redaktion des *Journals für Psychologie* [o. N.], 1992, Editorial, Jahrgang 1, Heft 1, S. 3).

Das Ringen um Pluralität war auch in der Gestaltung der Zeitschrift deutlich erkennbar. Ab der ersten Ausgabe und in vielen der Folgejahre existierten neben dem seit jeher etablierten Format des Themenschwerpunktes bzw. Themenheftes unterschiedlichste Rubriken – »Debatten und Kontroversen«, »Aktuelles Thema«, »Im Gespräch«, »Aus dem Elfenbeinturm« und »Psychologie in der Berufspraxis«. Diese »Rubriken der Zeitschrift repräsentieren das Ziel, psychologische Themen, Theorien, Ansätze in ihren vielfältigen Bezügen und politisch-institutionellen Verflechtungen offenzulegen, wie auch die Verbindung zur beruflichen Praxis und zur eigenen Lebensgeschichte zu bewahren« (ebd.).

Auch wenn diese Rubriken heute nicht mehr existieren, knüpfen wir mit der vorliegenden Ausgabe und den darin enthaltenen Gesprächsbeiträgen über die Psychologie(n) an die Tradition der Zeitschrift an, in der seit dem ersten Heft immer wieder einzelne Interviews abgedruckt wurden. Dass wir nun eine gesamte Ausgabe aus Gesprächsbeiträgen kompilieren, schien uns anlässlich des »Jubiläums« prädestiniert. Ist dem Gespräch – selbst nach seiner Aufbereitung – doch vielleicht noch mehr als anderen Formen der (wissenschaftlichen) Kommunikation Prozesshaftigkeit, prinzipielle Unabschließbarkeit, das gemeinsame vorsichtige Ertasten, Ver- und Aushandeln eigen.

Wir hoffen im Namen aller Herausgebenden des *Journals für Psychologie*, dass die gewählte Form und inhaltliche Ausgestaltung dieser Ausgabe das Anliegen der von 30 Jahren begonnenen Entwicklung einer selbstreflexiven Psychologie fortschreibt.

Unser Dank gilt den Gesprächspartner*innen. Ebenso aber gilt unser Dank allen Autor*innen und Leser*innen der zurückliegenden drei Jahrzehnte.

*Paul S. Ruppel und Günter Mey
(für die Herausgebenden des Journals für Psychologie)*

Die Herausgeber

Paul Sebastian Ruppel, Dipl.-Psych., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften, sowie am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum, und freier Mitarbeiter im Institut für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Forschung, Kulturpsychologie, Identitätsforschung, Klimawandel und Mobilität.

Kontakt: Paul Sebastian Ruppel, Hochschule Magdeburg-Stendal, Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Str. 25, D-39576 Hansestadt Stendal; E-Mail: paul-sebastian.ruppel@h2.de

Günter Mey, Prof. Dr. habil., ist Professor für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal und Privatdozent an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth sowie Co-Leiter des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Forschung sowie Wissenschaftskommunikation und performative Sozialwissenschaft; inhaltliche Themenfelder: Biografie, Kultur, Identität und Transgenerationalität.

Kontakt: Prof. Dr. habil. Günter Mey, Hochschule Magdeburg-Stendal, Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Str. 25, D-39576 Hansestadt Stendal; E-Mail: guenter.mey@h2.de

Über Psychologiekritik

Thomas Slunecko und Gerhard Benetka im Gespräch

Journal für Psychologie, 30(1), 6–25

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-6>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Anlässlich des 30-jährigen Bestandsjubiläums des *Journals für Psychologie* thematisieren wir die uns aus heutiger Sicht wesentlichen und bleibenden Momente des seit der Wissenschaftskritik der Studentenbewegung schwelenden Diskurses der Psychologie-Kritik. Im Zentrum steht dabei die Frage, warum diese Kritik den Hauptstrom psychologischen Forschens und Lehrens nur wenig beeinflusst hat und worin sich der nachhaltige Erfolg der von dieser Kritik nur wenig berührten Psychologie begründet. Im Kontext der gegenwärtig die Praxis universitärer Wissenschaft prägenden Maßnahmen zur Qualitätssicherung erweist sich »erfolgreich« allerdings als ambivalenter Begriff. Dies gilt etwa in Hinblick auf Strategien der Dissemination, der Forschungsdokumentation und der öffentlichen Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Im Gespräch über die im Grunde restriktiven Bedingungen von Forschung und Lehre an der Universität wird zumindest in Ansätzen auch auf mögliche Nischen und Alternativen hingewiesen.

Schlüsselwörter: Psychologiekritik, Ambivalenz des Erfolges, Individuozentrismus, Naturalisierung, Epistemologie

Summary

On the Critique of Psychology

Thomas Slunecko and Gerhard Benetka in Conversation

In celebration of the 30th anniversary of the existence of the *Journal of Psychology*, we address the essential and persisting factors of the critique of psychology that has been smouldering since the criticism of science of the student movement. The central questions are why this critique has had little influence on the mainstream of psychological research and teaching and what the lasting success of mainstream psychology, which has been only slightly touched by this critique, grounds on. Within the context of the measures for quality assurance of science that currently shape the practice of academic research, »success« proves to be an ambivalent term. This holds true for strategies of dissemination, research documentation and public presentation of research outcomes. While discussing the currently restrictive conditions of research and teaching at the university, we also point out, to some extent, possible niches and alternatives.

Keywords: Critique of psychology, ambivalence of success, individuocentrism, naturalization, epistemology

Zum Dialog

Der vorliegende Text basiert auf einer von Gerhard Benetka angefertigten Transkription eines am 3. November 2021 geführten circa 90-minütigen Gesprächs, das von beiden Gesprächspartnern überarbeitet wurde. Aus einem im Zuge dieser Überarbeitung geführten Videotelefonat am 4. Februar 2022 ergaben sich zusätzliche Formulierungen, die in den Text aufgenommen wurden. Für die hier veröffentlichte Fassung wurden geschlechtsneutrale Formulierungen redaktionell hinzugefügt.

Thomas Slunecko: Unmittelbarer Anlass unseres Gesprächs ist das 30-jährige Bestandsjubiläum des *Journals für Psychologie*, das damals – 1992 – als Forum für kritische Gegenstimmen zum herrschenden Diskurs in der Psychologie gegründet wurde. Vielleicht steigen wir in das Gespräch damit ein, dass wir uns fragen, was aus dieser Kritik geworden ist und wie wir beide uns heute als Psychologen zu unserer Wissenschaft, zur Psychologie, positionieren. In einem unserer Texte (Benetka und Slunecko 2019) haben wir das ja einmal so ausgedrückt: Wir fühlen uns in der Psychologie wie in einer falschen Welt. Falsch in einem Fach, das sich so ganz von der kritischen Reflexion der Weltlage gelöst hat und dem Bestehenden zuarbeitet, in den meisten Fällen, ohne dass die Handelnden das bewusst so wollen und selbst so wahrnehmen.

Gerhard Benetka: Das ist ein Aspekt, der politische, wenn man so will: falsche Welt, weil a-politische Leute Herrschaftswissen erzeugen. Der andere Aspekt ist ein epistemischer: Psychologische Forschung trägt wenig dazu bei, zu verstehen, wie Menschen unter gegebenen Bedingungen ihren Alltag bewältigen, weil sie das Verhältnis von Individuum und Welt falsch denkt. Nicht ganz falsch, aber falsch doch insofern, als das, was in Ausnahmesituationen passiert, zur Regel und zur epistemischen Vorlage des Forschens gemacht wird: dass, wenn ein selbstverständlich ablaufender Lebensvollzug gestört wird, wir uns, um die Störung zu beheben, von der Situation, in der die Störung passiert ist, distanzieren, sie reflektieren, abstrahieren, *repräsentieren*. Ich habe also den Eindruck, dass in psychologischen Experimenten oft gerade die Störung alltäglicher Vollzüge untersucht wird und sich daraus folgerichtig wissenschaftliche Beschreibungen ergeben, die auf gestörten Weltbezügen basieren. Auf Störungen, die im realen Leben eigentlich kaum vorkommen. Auch die ganze künstliche Intelligenz wird auf diese Weise nach einem Vorbild modelliert, das lebensweltlich nicht existiert oder eben nur in Ausnahmementen. Im Alltag repräsentieren wir nichts, da sind wir einfach mitten-

drin. Auch deshalb fühlt man sich – zumindest fühlen wir uns – in der Psychologie wie in eine falsche Welt versetzt. Aber zurück zum politischen Aspekt. Diese Art Psychologie-Kritik, die aus der Wissenschaftskritik der Studentenbewegung hervorgegangen ist, gibt es nun schon seit mehr als 50 Jahren. Da stellt sich natürlich die Frage, warum diese Kritik, auf die Entwicklung des Faches bezogen, so wenig hat bewirken können. Was hat die Psychologie-Kritik falsch gemacht, dass sich heute kaum mehr jemand für sie interessiert?

Thomas Slunecko: Ich versuche einmal, das für mein Umfeld zu präzisieren: Es interessieren sich in jedem Jahrgang durchaus Studierende für die psychologiekritischen Fahrten, die wir beide in unseren Einführungsvorlesungen an der Fakultät für Psychologie der Universität Wien auslegen. Aber nur bei einigen wenigen kann sich dieses Interesse im Rahmen von »kritischen« Bachelorarbeiten stabilisieren und anschließend im Zuge von Masterarbeiten weiter entfalten, die sie bei mir schreiben. Für den Hauptstrom des Faches spielen diese paar Dissident*innen kaum eine Rolle. Nicht ganz egal sind sie für deine Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien (SFU) – insofern dort das akademische Personal zu einem nicht so geringen Teil aus ehemaligen Studierenden von mir besteht. So gehen diese Impulse nicht ganz verloren. Meine Studierenden haben aber relativ wenig Chancen, an die größeren Forschungsgelder heranzukommen, die im Hauptstrom der Psychologie fließen; diesbezüglich sind Selektionsmechanismen am Werk, die für einen kritischen Zugang nichts übrighaben.

Gerhard Benetka: Wir werden später noch Gelegenheit haben, über Gemeinsamkeiten und Differenzen der Psychologieausbildung an staatlichen und privaten Universitäten zu sprechen. Was die Drittmittelakquise betrifft, stellt sich mir die Situation durchaus etwas anders dar. Im Bereich kompetitiv eingeworbener Drittmittel sind wir vor allem mit kritischen, wenn man so will: mit »linken« Projekten erfolgreich. Aber du kennst ja das Buch von Boltanski und Chiapello (2003) *Der neue Geist des Kapitalismus*. Darin wird gezeigt, dass und wie der Kapitalismus die ursprünglich gegen ihn gerichtete Kritik aufzugreifen und zu seiner eigenen Legitimierung zu verarbeiten versteht. Denke an Begriffe wie »Empowerment«! Das ist etwas, das von ganz unten kommt, von einer kämpferisch emanzipatorischen Sozialarbeit; mittlerweile ist es im Managementtraining angekommen. Insofern ist es nicht ausgemacht, dass die kritischen Geister, die man da wachgerufen hat, nicht auch auf größeren Bühnen reüssieren. Und zwar deshalb, weil sie sich sehr gründlich jenen kritischen Jargon politischer Korrektheit angeeignet haben, ohne den heute gerade auch bei der Einwerbung von Drittmitteln gar nichts mehr geht. Etwas sarkastisch könnte man also durchaus sagen, dass das, was wir da machen, durchaus auch zeitgemäß, »zeitgeistig« ist.

Thomas Slunecko: Dass emanzipatorische Potenziale gleich wieder geschluckt werden, dem kommt man wohl nicht aus. Der Kapitalismus ist wie ein schwarzes Loch, das alles ansaugt, weil es immer weitere Materie braucht, damit es sich erhalten kann. Kritik verpufft, wenn sie aber zur Kenntnis genommen wird, wird sie rasch in etwas gedreht, das das kapitalistische Narrativ überzeugender macht. Terry Eagleton (2017) hat das in seinem Buch *Kultur* sehr genau beschrieben: dass der Kapitalismus alles, was ihm aktiv gegenübersteht oder auch nur außen vor bleiben will – alles Kulturelle –, in sich hineinzerren muss und dass es kein deutlicheres Beispiel für diese Art und Weise des Assimilierens gibt als den Niedergang der Universitäten, das heißt ihr Verschwinden als unverzweckte Reflexionsräume und als Nischen für kritische und kreative Persönlichkeitsbildung – mit einem Wort: ihr Verschwinden als ein Ort der Kultivierung. An ihre Stelle sind Ausbildungsbetriebe getreten, deren Funktion an wirtschaftlich-technokratischen Kriterien bemessen wird – Anstalten, die nicht kritisches Denken, sondern vorgeblich an irgendeinem fantasierten Arbeitsmarkt orientierte Kompetenzen¹ vermitteln sollen.

Gerhard Benetka: Kommen wir zu unserem Ausgang zurück. Was bedeutet das eigentlich: Kritik an der Psychologie? Man kann zunächst einmal sagen, dass die Kritik sich auf die Fragen bezieht, die sich die Psychologie stellt. Das ist ja immer auch der Vorwurf gewesen, dass die sogenannte Mainstream-Psychologie sich nicht um wirklich bedeutsame Fragen kümmert. Ein kognitiver Neurowissenschaftler zum Beispiel wird jetzt gleich fragen: Was soll denn das sein: eine bedeutsame Frage? Ich würde darauf etwa wie folgt antworten: Das, was mich als Psychologe interessiert, ist, warum Menschen mit niedrigerem Einkommen heute mehrheitlich Parteien mit einem neoliberalen Wirtschaftsprogramm wählen – Parteien, die für einen Abbau des Wohlfahrtsstaats eintreten und für Steuersenkungen für Reiche. Und ich glaube, dass die kognitive Neurowissenschaft zur Beantwortung dieser Frage bisher wenig beigetragen hat und möglicherweise das auch nie tun wird. Die meisten Psycholog*innen würden aber wohl finden, dass das eigentlich gar keine psychologische Frage ist, sondern eine Frage, die in die Politikwissenschaft gehört oder in die Soziologie. Was aber ist der Gegenstand der Psychologie? Auf die Schnelle gesagt lautet die gängige Antwort: Denken und Problemlösen, Emotion, Motivation etc. – und das aber immer als individuell Psychisches gedacht, als etwas, was in einem Individuum abläuft.

Thomas Slunecko: Es gab und gibt freilich auch gegenläufige Ansätze. Die ganze Kulturpsychologie ist letztlich eine Antithese zu diesem Individuozentrismus, zu diesem Eingesperrtsein des Psychischen in einen einzelnen Kopf, weil sie die grundsätzlich kollektive Lagerung alles und insbesondere alles sich sinnhaft vollziehenden Lebens, alles menschlichen Lebens also, betont und sagt, dass alle psychischen Funktionen immer

Funktionen innerhalb von Regelkreisen sind, die die sozialen, ökologischen, ökonomischen und medialen Bedingungen mit einschließen. Damit ist *eine*, wenn nicht *die* zentrale Kritik am Hauptstrom der Psychologie identifiziert: dieses epistemische Eingesperrtsein in die Einzelperson, das dann auch, was die Methoden betrifft, dazu führt, dass alles durch das Nadelöhr der Ein-Person-Aufzeichnung gepresst wird. Hunderte Einzelpersonen bekommen einen Fragebogen, dann werden ihre Antworten aggregiert und als Ergebnis wird eine Charakterisierung einer statistischen Durchschnittsperson ausgespuckt.

Gerhard Benetka: Das lässt sich freilich allgemein festhalten: dass das Unbehagen an der Psychologie in dieser Zentrierung auf das Individuell-Psychische begründet ist und dass dann nur über nachträgliche Konstruktionen theoretisch völlig unbestimmt bleibende Größen wie »Kultur« oder »Gesellschaft« irgendwie eingeführt werden. Aber worin genau ist dieses Unbehagen begründet? Zunächst wohl einmal darin, dass dabei implizit behauptet wird, dass das, was zwischen zwei oder mehreren Menschen abläuft, im Grunde nicht etwas Psychisches, sondern etwas – was immer das dann sein soll – Soziales ist. Psychisch ist nur, was zum Beispiel der Einzelne in einer Kommunikation zu senden beabsichtigt und wie der andere, der Empfänger, diese Nachricht versteht oder nicht versteht. Aber denke im Gegensatz dazu zum Beispiel an Freud, der die Übertragung – also etwas, was gerade zwischen den Akteur*innen ist – als einen Tummelplatz der Gefühle bezeichnet. Psychisches ist dann etwas, was nicht im Kopf einer Person eingeschlossen ist, sondern etwas, das, weil es immer auf etwas bezogen ist, im Dazwischen ist: zwischen Personen, aber auch zwischen den Personen und den Dingen, mit denen sie umgehen.

Das ist der eine Aspekt. Der andere ist – damit wohl eng zusammenhängend – diese Tendenz zur Naturalisierung: Die Menschen leben, so wird behauptet, in verschiedenen Kulturen usw., aber egal in welchen Umwelten sie leben, haben sie Emotionen, Motive etc. Und sieht man von den Inhalten ab und betrachtet nur die psychische Funktion – zum Beispiel das Denken, das Fühlen, das Erinnern –, so ist das im Grunde stets für alle irgendwie dasselbe: ein Naturvorgang eben, ein Naturvorgang, wie alle anderen Vorgänge in der Natur eben auch.

Thomas Slunecko: Eine großartige Unterschätzung der Pluralität und Plastizität des Menschseins und eine, die ebenfalls wieder Konsequenzen für die Methoden hat, insofern sie naturwissenschaftliche Methoden und eine naturwissenschaftliche Methodologie nahelegt: das Experiment, ausgeführt von einem*einer neutralen, sich unbeteiligt gebenden Beobachter*in, der*die von sich selbst nichts erzählen muss, der*die »von sich selbst zu schweigen« hat, wie Bacon (1990 [lat. Orig. 1620]) das formuliert hat.²

Gerhard Benetka: Naturalisierung gibt es allerdings auch in der Psychoanalyse, so zum Beispiel beim Ödipuskomplex: Der wird als ubiquitär gedacht, nicht als psychischer Ausdruck einer bestimmten historischen Epoche oder einer bestimmten kulturellen Lebensform, sondern umgekehrt als eine anthropologische Konstante, die jeder menschlichen Kultur zugrunde liegt.

Thomas Slunecko: Seit Malinowski (1922) und seiner Beschreibung des sexuellen Verhaltens der Trobriander*innen hat man das auch in Teilen der Psychoanalyse wohl anders zu sehen begonnen. Aber im Prinzip hast du recht: Naturalisierung war auch in der frühen Psychoanalyse ein Geist, der nur wieder schwer in die Flasche zu bekommen war.

Gerhard Benetka: Gerade die kritisch-linke Psychoanalyse der 1920er und 30er Jahre hat Freud darin zugestimmt, dass die Psychoanalyse im Grunde eine Naturwissenschaft sei. Die passende Soziologie dazu war der Marxismus. Die materialistische Gesellschaftsanalyse braucht zu ihrer Ergänzung eine materialistische, das heißt eine streng naturwissenschaftliche Psychologie: eben die Psychoanalyse. So haben es jedenfalls Fennel und Reich und andere linke Psychoanalytiker*innen gesehen. Und heute die Annäherung der Psychoanalyse an die kognitiven Neurowissenschaften. Und immer ist dann letztlich auch von der »Konstitution« die Rede, wenn man irgendwelche Auffälligkeiten nicht mehr mit psychologischen Begriffen erklären kann. Für uns im Grunde eine recht vertraute Denkfigur. Ich erinnere nur an die in unserer Studienzeit so beliebte Anlage-Umwelt-Problematik: Wie viel Prozent erklärt das eine und wie viel Prozent das andere?

Thomas Slunecko: Ich habe mir diesbezüglich vor ein paar Jahren bei Latour ein zuverlässiges Antidot angeeignet, um aus dieser Dichotomie von Anlage und Umwelt oder Natur und Kultur mit einer Art von Bonmot auszusteigen. Latour propagiert zwischen dem Entdecken und dem Erfinden einen dritten Modus, der – damit die Eselsbrücke leichter hält – im Deutschen auch mit »e« beginnt: das Entfalten. Man erhält damit zwischen dem Natur-Pol – man entdeckt etwas, so wie man einen noch nicht beschriebenen Käfer in Amazonien entdeckt – und dem Kultur-Pol – auf dem wir vorgeblich erfinden können, was immer wir wollen, das heißt, ohne auf die Natur Rücksicht nehmen zu müssen – einen dritten Wert, eben das Entfalten. Entfalten ist hier aber nicht im Sinn eines Ausfaltens einer immer schon prä-existenten Entelechie gemeint, sondern als Entfalten eines von der Natur gemachten Angebots durch menschliche Akteur*innen in einen je historisch-spezifischen, das heißt kontingenten Möglichkeitsraum hinein, in der dann auch ganz andere Prämien – »Menschensphärenprämien« nämlich – vergeben werden als in der alten »harten« Natur. Und das gilt eben auch für die psychischen

Funktionen: auch sie entfalten sich ausgehend vor einem »Angebot«, von dem wir nicht in Abrede stellen müssen, dass man es das Natürliche nennen kann, auch wenn dieses Natürliche selbst auch wieder eine Geschichte hat, die mit uns verwoben ist. Und damit ist man aus dieser völlig unfruchtbaren Dichotomie wieder entkommen.

Gerhard Benetka: Halten wir als Art Zwischenbilanz einmal fest: Was aus kritischer Perspektive der Mainstream-Psychologie vorzuwerfen ist, ist also zweierlei: erstens diese Zentriertheit auf das Individuum und zweitens diese Tendenz zur Naturalisierung, diese Tendenz also, psychische Zustände und Abläufe als Naturvorgänge aufzufassen.

Thomas Sluneko: Beide Orientierungen sind wie Spiegelungen des neoliberalen Weltlaufs. Wissenschaft reagiert ja immer auf ihre Umwelt. Sie macht aus sich heraus meist mehrere Angebote, wie Sachen zu denken sind, von denen dann diejenigen in einen Aufwind geraten, die in die jeweilige Weltlage oder deren Rechtfertigung passen. Das gilt auch und vielleicht sogar besonders für die Psychologie. Sie wirft eine Reihe von – miteinander durchaus nicht kompatiblen – Perspektiven aus, von denen jene, die den Weltlauf affirmieren, am beherztesten aufgegriffen werden. Und am beherztesten aufgegriffen werden heute eben jene, die – im Namen der »Autonomie« – der Vereinzelung und, darauf aufbauend, der Selbstoptimierung der Vereinzelten das Wort reden – natürlich ohne dass man ihnen das direkt anhört. Systematisch gesprochen: Es sind diejenigen, die am effizientesten dazu beitragen, dass die Subjekte, die in den Bannkreis der Psychologie geraten sind, den herrschenden Verhältnissen zuarbeiten, dafür brauchbar werden und bleiben. Und »brauchbar bleiben« heißt heute: sich in Bezug auf Brauchbarkeit ständig steigern und sich als brauchbare Einzelne widerstandslos auf dem Raster der wirtschaftlichen Notwendigkeiten verschieben lassen. Seit der Jahrtausendwende hat unser Fach in Bezug auf dieses Nicht-Widersetzenlernen eine geradezu sektenhaften »Blüte« produziert – die Positive Psychologie, die uns beibringen will, wie wir das, was uns an die Kandare genommen hat, im Grunde selbst wollen und sogar noch dafür dankbar sein können.

Ich will aber nochmals auf etwas Prinzipielles zurückkommen, das du zuvor nur so nebenher erwähnt hast. Im Zusammenhang mit den Begriffen »Kultur« und »Gesellschaft« hast du von der Neigung unseres Faches gesprochen, theoretisch unterbestimmt, wenn nicht gar völlig unbestimmt bleibende Größen und Begriffe zu konstruieren. Man kann auch das verallgemeinern: Ausgeblendet wird, dass alle unsere Begriffe, weil sie stets in konkrete diskursive Formationen eingebettet sind, eine Geschichte haben und wir sie daher genau untersuchen müssen, wenn wir sie verwenden. Dass wir unsere begrifflichen Erkenntniswerkzeuge auch zu Erkenntnisgegenständen machen, wie es Bourdieu (1997) einmal gesagt hat, das heißt, dass wir uns die mit ihnen verbundenen Setzungen und Grenzen vergegenwärtigen müssen – dieses Basisverständnis für

die Notwendigkeit metatheoretischer Arbeit oder von Arbeit am Begriff, das fehlt dem Hauptstrom der Psychologie fast völlig. Er ist viel zu schnell mit seinen Begriffen fertig, so bleiben sie bloß oberflächliche theoretische Bekannte ohne Scharniere zum lebensweltlichen Wissen derer, die sie verwenden (Slunecko 2017). Das Resultat ist, mit Adorno (1972) gesprochen, eine Art von giftiger Halbbildung.

Gerhard Benetka: Dazu gäbe es freilich viel zu sagen. Zum Beispiel zum schlampigen Umgang mit dem Begriff der Operationalisierung. Man versteht darunter zumeist nichts Weiteres als die Übersetzung theoretischer Begriffe in eine empirische Inszenierung. Worauf man zumeist aber vergisst, dass die Analyse den logisch korrekten Zusammenhang zwischen empirischen und theoretischen Begriffen erweisen muss. Daher bleiben so viele Begriffe der Psychologie so beliebig. Wenn zwei Psycholog*innen über ein und dieselbe Sache sprechen, ist nicht klar, ob sie tatsächlich auch dieselbe Sache meinen.

In dieser Hinsicht gibt es aber keinen Grund zu Häme. Wir »Kritischen« sind diesbezüglich natürlich alles andere als frei von Fehl und Tadel. Vielleicht eine kleine Geschichte dazu: In bin im September des letzten Jahres bei einer kleinen Zusammenkunft von Philosoph*innen und Psycholog*innen gewesen. Es sind einige Impulsreferate gehalten worden, in der Diskussion ist dann diese alte Frage wieder aufgetaucht: Was ist eigentlich der Gegenstand der Psychologie? Den Älteren unter uns ist das recht vertraut, weil es zu den Kernerzählungen der kritischen Psychologie gehört: Der »desolate« Zustand der »bürgerlichen« Psychologie hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass sie eigentlich nicht recht zu sagen weiß, wovon oder worüber sie eigentlich handelt. Und damit, dass sie diese Unterbestimmtheit, dieses Theoriedefizit letztlich pragmatisch aufzulösen versucht: Der Gegenstand der Psychologie ist eben das, was man mit den in der Psychologie anerkannten empirischen Methoden untersuchen kann. Die alte Debatte also, Mitte der 1970er Jahre, zwischen Theo Herrmann (1976) und Robert Kirchoff (1976). Sehr vorsichtig habe ich dafür plädiert, dass diese Gegenstandsfrage letztlich auch negative Implikationen haben kann. Und zwar, weil sie letztlich negativ bloß Abgrenzungen impliziert: Was ist der Gegenstand der Psychologie, wodurch ist er vom Gegenstand der Soziologie oder von dem der Politikwissenschaft unterschieden? Diese negativen Abgrenzungen scheinen mir aber gerade das zu fördern, was wir zuvor kritisch thematisiert haben: Wodurch unterscheiden sich Soziologie und Psychologie? Eben dadurch, dass sich die Psychologie mit dem Individuum befasst. Außerdem klingt im »Gegenstand« zu sehr die Substanztialisierung an. Die Psychologie ist sowieso anfällig für solche Substanztialisierungen, man denke nur an die Geschichte der Intelligenzforschung. Aber natürlich dann auch an die kognitiven Neurowissenschaften, die Psychisches – individuell Psychisches – durch die Zuordnung zu Hirnvorgängen zu materialisieren, zu naturalisieren versuchen. Vielleicht sollten wir uns daher davon ver-

abschieden, vom Gegenstand der Psychologie zu reden. Weil es uns möglicherweise in die Irre führt.

Thomas Slunecko: An meiner Fakultät wird gerade an einer Reform des Curriculums des Bachelorstudiums gearbeitet. In der Präambel wird sofort eine »Gegenstandsbestimmung« der Psychologie gegeben. Es wird dabei auf etwas zurückgegriffen, was wir alle gut kennen: Die Psychologie ist die Wissenschaft von Erleben und Verhalten. Ich habe vorgeschlagen, den Begriff des Handelns mit aufzunehmen. Aber es war nicht möglich. »Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten und Punktum!« – das ist noch genauso eingespurt, wie wir das auch schon vor 30 oder 40 Jahren im Studium gehört haben.

Gerhard Benetka: Handeln war tatsächlich für lange Zeit bloß ein Begriff in der Soziologie, Hans Werbik hat dann in Erlangen sich darum bemüht, eine psychologische Handlungstheorie zu begründen (Werbik 1978; vgl. auch Straub und Werbik 1999).

Thomas Slunecko: »Handeln« verweist auf ein Wesen, das in sinnhaft verfassten Welten, also in kulturellen Welten agiert, in von Bedeutungen strukturierten Welten, all das transportiert der Verhaltensbegriff nicht, ihm ist die »Umwelt« adäquat, behavioristisch gefasst als Konglomerat von für das Lebewesen biologisch relevanter Reize. Im Grunde ist der Verhaltensbegriff bzw. die Verengung des Gegenstandes der Psychologie auf das Verhalten schon eine Stellungnahme gegen die Kulturpsychologie.

Gerhard Benetka: Mehr noch! Der Horror der Psycholog*innen vor dem Handeln ist auch noch aus einer weiteren Perspektive verständlich. Handeln bedeutet, etwas Neues zu schaffen in dem Sinne, dass der Ausgang des Handelns nicht von den Bedingungen, unter denen die Handlung beginnt, determiniert ist. Der Begriff macht nur Sinn, wenn man ihn so verwendet, dass sich etwas nicht nur aus den Bedingungen, die vorher herrschen, ergibt. Wundt (1897) hat von einer »schöpferischen Synthese« gesprochen und in diesem Zusammenhang auf die Problematik der Übertragung des Begriffs der Kausalität aus der Physik in die Psychologie verwiesen. Mit dem Begriff des Verhaltens hingegen kann man sich alle Kalamitäten mit dem Kausalitätsbegriff ersparen und damit auch die Unerträglichkeit des Schöpferischen für ein deterministisches Weltbild. Für eine Wissenschaft, die sich von Anfang an so sehr an der Physik orientiert hat wie die Psychologie, ist das entlastend. Und tatsächlich ist das Verhalten dann auch einer der wenigen gut definierten Begriffe in der Psychologie: »Verhalten« ist all das, was ich an einem Organismus aus der Perspektive der dritten Person registrieren kann. Vom Nestbau von Ameisen bis hin zu den bioelektrischen Erscheinungen, die die Hirntätigkeit begleiten.

»Erleben« ist dagegen ein weitaus problematischerer Begriff. Erleben ist immer nur dem Erleben selbst zugänglich, wenn man so will, etwas exklusiv Privates. Während wissenschaftliches Wissen seinem Wesen nach öffentliches Wissen ist: Wissen, das für die Kommunikation mit anderen produziert wird. Das ist die Voraussetzung dafür, damit die Form von der Überprüfbarkeit wissenschaftlichen Wissens einen Sinn ergibt. Jetzt kann man natürlich fragen, wie in diesem Sinne öffentliches Wissen von so etwas exklusiv Privatem wie das Erleben überhaupt möglich ist. Das ist eine geradezu paradoxe Ausgangssituation. Man kann im Übrigen sehr viel über das Erleben als Gegenstand wissenschaftlichen Nachdenkens lernen, wenn man sich mit der Philosophie des Wiener Kreises beschäftigt. Der frühe Carnap und dann Schlick hatten damit überhaupt kein Problem, das Erleben wissenschaftlich zugänglich zu machen. Über das eigene Erleben kann man insofern Protokollsätze formulieren, als Erleben sich artikuliert. Das muss ja irgendwie möglich sein, schließlich ist jede Beobachtung eines Vorgangs zunächst nichts anderes als ein Erleben in dem*der Beobachter*in, das erst durch andere überprüfbar wird, wenn der*die Beobachter*in es für andere festhält. Selbiges gilt dann auch für Sätze über Fremdpsychisches. Man braucht nur vorauszusetzen, dass das, was jemand über sein Erleben artikuliert, vom Standpunkt der dritten Person aus registriert und nachvollzogen werden kann. Freilich muss man dann aber zwischen Erleben und Artikulation unterscheiden. Nur die Artikulation des Erlebens kann Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein.

Aber kommen wir auf das zurück, von dem wir ausgegangen sind: auf den Begriff der Kritik. Wir haben bereits kurz über kompetitiv erworbene Drittmittel gesprochen. Wie du weißt, wird vom FWF³ jeweils für die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen getrennt der prozentuale Anteil der bewilligten Gelder an den insgesamt beantragten ausgewiesen. Die Psychologie streitet da immer um die letzten Plätze mit: Das letzte Mal, als ich mir das angesehen habe, lag der Anteil der bewilligten Summe etwa bei sieben Prozent. Wenn man damit Kollegen und Kolleginnen konfrontiert, so bekommt man gelegentlich zu hören, dass das eben der besonders strengen Qualitätssicherung auf dem Gebiet der Psychologie geschuldet ist. Wissenschaftlich arbeitende Psycholog*innen sind also doch irgendwie besonders kritische Geister, so kritisch, dass sie sogar in Kauf nehmen, die materielle Grundlage der Forschung in ihrem eigenen Fach zu unterlaufen. Gutachter*innen im Fach Psychologie neigen jedenfalls dazu, zu erwähnen, was man auch anders machen könnte. Daher gibt es weniger eindeutig affirmative Gutachten als bei naturwissenschaftlichen Projektanträgen und entsprechend geringere Erfolgsquoten von Forschungsanträgen.

Thomas Slunecko: Das ist richtig und es kommt noch dazu, dass Kritik, wie sie im Hauptstrom der Psychologie verstanden und praktiziert wird, auf eine ganz spezielle Weise gelagert bzw. verengt ist. Nora Ruck, Julia Riegler und ich haben das einmal so

formuliert, dass es sich bei »Kritik« und »Psychologie« um ein »verschlungenes Verhältnis« handelt (Ruck et al. 2010). Verschlungen bedeutet dabei nicht nur und nicht in erster Linie, dass dieses Verhältnis kompliziert ist, sondern dass die kritischen Impulse, so wie wir sie verstehen als gesellschaftskritisch oder politisch, verschlungen im Sinn von »aufgegessen« werden – und zwar von einer anderen Art von Kritik. Im Hauptstrom der Psychologie besteht doch eine geradezu auffällig hohe Bereitschaft zu *immanenter* Kritik. Man kann eine wissenschaftliche Karriere durchaus damit bestreiten, dass man einen Fragebogen reliabler gemacht oder auf Rasch-Homogenität überprüft hat – bei gleichzeitiger Ausblendung der Frage, welche gesellschaftlichen Effekte mit diesem Fragebogen als Dispositiv einhergehen. Mit anderen Worten: Bereitschaft zu »kritischer Arbeit« wird im Hauptstrom der Psychologie geradezu hochgezüchtet, allerdings einseitig als immanente Kritik; Wissenschaftler*innen, die darin – das heißt in immanenter Kritik – geeicht sind, können oft nicht einmal den Ansatz eines Verständnisses dafür entwickeln, was mit exmanenter Kritik in Bezug auf das, was sie tun, überhaupt gemeint sein könnte. Dass die klinisch-diagnostische Psychologie Normalitäts- und Herrschaftsdiskurse befördert, ist für sie ein Argument von einem anderen Stern. Die Metapher von der verschlungenen Kritik will also sagen, dass durch dieses Scharf- und Immer-schärfer-Machen der immanenten Kritik alle kritische wissenschaftliche Energie in Binnenprobleme und -problemchen kanalisiert wird und dass das dazu beiträgt, dass exmanente Kritik letztlich außen vor bleibt. Institutionssoziologisch ist das gar nicht unlogisch: Das System schließt sich nach außen ab und antwortet nur mehr auf seine eigenen Zurufe.

Diese Kritikabgeschlossenheit des Faches hängt wohl auch damit zusammen, dass es so erfolgreich war und mittlerweile so groß ist. Die Psychologie hat schon seit den 1970er Jahren einen zunehmenden Erfolgslauf innerhalb der Universität, aber in den letzten Jahrzehnten ist sie förmlich explodiert. Als wir beide in Wien in den 1980er Jahren studiert haben, hatte das damalige Institut für Psychologie an der Universität Wien vielleicht zwei Dutzend Mitarbeiter*innen, jede und jeden hat man namentlich gekannt. Heute sind es an meiner Fakultät für Psychologie – dieses Upgrade von Institut auf Fakultät ist im Übrigen ein weiteres Indiz für den Erfolgslauf – schon hunderte. Einen vergleichbaren Run haben andere Sozialwissenschaften nicht vorzuweisen.

Gerhard Benetka: Wir können auf die Gründe für diesen Erfolgslauf hier nicht näher eingehen. Jedenfalls gibt es eine gesellschaftliche Nachfrage nach Psychologie, gar nicht so sehr nach dieser mit sich selbst beschäftigten Mainstream-Psychologie, sondern nach alltagstauglicher, leicht verdaulicher Psychologie. Gerade daran zeigt sich auch, wie ambivalent der Begriff »Erfolg« ist. Denke an die Dissemination wissenschaftlicher Erkenntnisse, das ist ein wichtiger Punkt zum Beispiel bei der Antragstellung um Drittmittel geworden. Wir müssen uns dazu verpflichten und auch diesbezüglich einen Plan erstellen, dass und wie wir die Resultate unserer Forschung öffentlich kommunizieren,

das heißt letztlich: in die Presse oder ins Fernsehen bringen oder auf eigens eingerichteten Internetportalen der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Und zwar in leicht verständlicher Form, dass jede*r sie nachvollziehen kann. Viele von uns haben diese Erfahrung gemacht – zum Beispiel in Fernsehinterviews, die aufgezeichnet werden –, dass jemand hinter der Kamera sagt: »Das ist wirklich interessant, was Sie da sagen, können Sie das bitte wiederholen, vielleicht etwas einfacher, weniger kompliziert.« Schon der Satz, dass das interessant ist: Von welchem Standpunkt aus wird das festgestellt? Und was ist, wenn die Sache selbst kompliziert ist, ist sie dann per se schon uninteressant? Kurz und gut: Man unterwirft sich einem der Wissenschaft eigentlich gänzlich fremden Sprachspiel. Die Regeln lauten: Was gesagt wird, soll leicht verständlich sein, soll niemandem wehtun, niemanden aufregen, soll in das Format der Sendung passen etc. Erfolgreich bist du, wenn du dieses Sprachspiel beherrschen lernst. Denke zum Beispiel an unsere Kolleg*innen aus der kognitiven Neurowissenschaft, die im Nachtfernsehen auftreten und Gott und die Welt erklären.

Thomas Slunecko: Bei allem Verständnis für die Ambition, Wissenschaft und Forschung einem größeren Publikum zu vermitteln: Es ist oft wirklich fantastisch zu sehen, wie diese Leute über ihre Verhältnisse leben in dem Sinn, dass sie über Probleme der Lebenswelt, die überhaupt nichts zu tun haben mit ihrer tatsächlichen Forschung im Labor, als Expert*innen dahinplaudern. Mit diesem Habitus: Mein Wissen ist, weil ich eben Neurowissenschaftler*in bin, per se fundiertes Wissen ...

Gerhard Benetka: Ich möchte unsere Kolleg*innen aber ein wenig in Schutz nehmen. In dem Moment, in dem sie ins Fernsehen gehen, müssen sie akzeptieren, dass Details ihrer Forschung etc. nicht mehr interessieren. In dem Moment sind sie fremdbestimmt, den Kriterien des Journalismus unterworfen: Was kommt beim Publikum gut an? Was hat Neuigkeitswert? etc. In dem Augenblick, in dem du dich vor eine Kamera hinsetzt, wirst du in das hineingezogen. Bourdieu (1998) hat das in seinem kleinen Büchlein über das Fernsehen eindrucksvoll demonstriert, dass du da nicht mehr Herr deiner Sprache bist. Aber für gemeinhin gelten solche Leute, die sich das zutrauen, als erfolgreich. Andererseits kann man das jetzt auch selbstkritisch oder als Chance sehen. Sehr oft sind es nicht die Spitzenforschenden, sondern eher universitäre Außenseiter*innen, die sich als Medienintellektuelle inszenieren. Leute, die in ihrem wissenschaftlichen Feld aus bestimmten Gründen, die ganz unterschiedlich sein mögen, nicht ganz an die Spitze gekommen sind.

Eine andere Art von Kompensation kann sein, dass man universitäre Macht anhäuft, als Dekan zum Beispiel oder als Senatsvorsitzender. Oder eben umgekehrt, wie Bourdieu es so schön zeigt, dass man die fehlende wissenschaftliche Autorität kompensiert durch symbolisches Kapital, das man sich in der Welt des Journalismus erwirbt, als

Fernsehintellektuelle*r. Oder, das trifft dann eher auf uns beide zu, dass man Psychologie-Kritiker*in wird, der*die dem Mainstream vorhält, was er alles nicht kann, oder mehr in der Tradition der Linken gesprochen: dass die Mainstream-Psychologie politisch reaktionär ist. Wie kann man dem entgegen?

»Erfolg« ist einfach eine ambivalente Kategorie. Ich bin Dekan einer Fakultät für Psychologie, die vor jetzt 13 Jahren als ein kleines Institut mit drei halben Stellen, eine davon eine Sekretariatsstelle, und mit rund 15 Studierenden begonnen hat und mittlerweile über 1.000 Studierende und nochmals etwa 1.000 außerordentliche Hörer*innen hat mit Niederlassungen in Berlin und Mailand. Was für eine Erfolgsgeschichte! Aber betrachte das in dieser Ambivalenz: Was ist da gelungen? Man hat mitgeholfen, zu demonstrieren, dass Privatuniversitäten auch mit Studienangeboten, die mit langer Tradition an staatlichen Universitäten etabliert sind und zu Abschlüssen mit einer Berufsberechtigung führen, funktionieren können. In diesem privatwirtschaftlichen Kontext haben wir etwas aufgebaut, und wir haben vermutlich mehr psychologiekritische Mitarbeiter*innen im fixen Lehrkörper als irgendein anderes staatliches Psychologieinstitut im deutschen Sprachraum. Ich finde das wirklich amüsant. Das ist genau das, was wir ganz zu Beginn thematisiert haben. Diese alles aufsaugende Macht der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Man behauptet sich in einer Gesellschaft, die man eigentlich im Grund seines Herzens als völlig herzlos ablehnt.

Thomas Slunecko: Wir beide haben in diesen Gründungsjahren der SFU gemeinsam über die Chancen der neu geschaffenen Studiensituation für kulturpsychologische Anliegen nachgedacht (Przyborski et al. 2007). Wir hatten das Gefühl, an der SFU ist unbebautes Terrain und da kann man in einem völlig neuen Psychologie-Curriculum viel Kulturwissenschaftliches, Qualitatives, Geisteswissenschaftliches, Interdisziplinäres machen. Das ist dann auch zunächst so passiert. Aber jetzt sehe ich, dass diese Freiheitsgrade sich zunehmend eingengt haben: zum einen durch diese regelmäßig wiederkehrenden Akkreditierungsverfahren, die darüber entscheiden, ob diese Studiengänge weiter bestehen dürfen; zum anderen werden sie davon eingengt, ob deine Absolvent*innen aus dem Bachelorstudiengang anschlussfähig sind an weiterführende Studienangebote insbesondere deutscher Universitäten; ob der Masterabschluss an der SFU die formalen Voraussetzungen für postgraduelle Ausbildungen verschafft; ob er darauf hinführt, in Deutschland Psychotherapeut*in werden zu können. Kurz und gut, Prozesse, die prüfen, ob da auch genug Mainstream drinnen ist in den Studienprogrammen. Wodurch sich auch die zunächst sehr eindeutig kulturpsychologischen Studienprogramme der SFU peu à peu verändert und an den Mainstream angepasst haben.

Gerhard Benetka: Du hast vollkommen recht. Und du hast beide Seiten richtig angesprochen. Die eine Seite ist die Logik der Akkreditierung. Sie bedeutet, dass fach-

spezifische Gutachter*innen die Studienprogramme beurteilen. Die Gutachter*innen kommen aus der Mainstream-Psychologie, wo sollen sie denn sonst herkommen. Das haben wir oft erlebt, dass Gutachter*innen gekommen sind, die uns gefragt haben: »Warum gibt es da kein Labor für experimentelle Psychologie? Eine mehr kulturwissenschaftlich orientierte Psychologie – das ist alles wirklich sehr interessant, aber ein experimentalpsychologisches Labor braucht ein Institut, das die Psychologie in Lehre und Forschung zu vertreten beansprucht, trotzdem!« Ich habe in einer Stellungnahme zu einem dieser vielen Fachgutachten einmal geschrieben – wir hatten als Fachgutachter einen kognitiven Neurowissenschaftler aus Oldenburg, der monierte, dass wir keine international anerkannte neurowissenschaftliche Forschung betreiben –, dass dieses Argument eigentlich genauso viel wert ist, wie wenn ich Oldenburg vorwerfen würde, dass die dort keine Kulturpsychologie machen. Natürlich ist diese Umkehrung im Kontext der Mainstream-Psychologie völlig grotesk. Der Kollege wird, falls er die Stellungnahme überhaupt gelesen hat, sich vermutlich gedacht haben, dass das ein Scherz ist. Im besten Fall, vielleicht aber hat er sich auch gedacht, dass das Argument völlig schwachsinnig ist. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die: Die größte Studienplanreform, die wir gemacht haben, war gleich zu Beginn, als sich nämlich herausgestellt hat, dass Absolvent*innen unseres damals noch sehr deutlich kulturwissenschaftlichen Bachelorprogramms keine Chance haben, in ein Masterprogramm aus Psychologie an einer deutschen Universität aufgenommen zu werden. Und zwar deswegen, weil wir im Curriculum keine Differenzielle Psychologie, auch keine Testtheorie usw. angeboten haben. Tatsächlich haben wir das sofort geändert und dann jede*n einzelne*n Studierende*n, der*die mit einem Bachelorabschluss bei uns in ein Masterstudium in Deutschland übergewechselt ist, als großen Erfolg für unser Studienprogramm aufgefasst. Das, obwohl wir damit eigentlich Geld verlieren, wenn jemand anderswo weiterstudiert. Da hast du wieder diese Ambivalenz von »erfolgreich«. Erfolgreich sind wir, weil uns die Mainstream-Psychologie dann doch anzuerkennen begonnen hat: So auf die Art: Ja, wir nehmen zur Kenntnis, dass SFU-Studierende auch halbwegs ordentlich ausgebildet sind. Unter diesen gegebenen Spielregeln ist es tatsächlich schwer, etwas Neues zu machen. Entweder du hältst dich an die Regeln und wirst konservativ – oder du forderst die Regeln heraus und nimmst in Kauf, dass das ganze Unternehmen nicht erfolgreich ist, was dich wieder in Konflikt mit der privatwirtschaftlichen Struktur der Universität bringt.

Thomas Slunecko: Lass uns in diesem Zusammenhang noch der Frage nachgehen, auf welche Weise »Erfolg« innerhalb des universitären Wissenschaftssystems eigentlich organisiert, garantiert, gesichert wird. Reden wir also darüber, worüber heute in allen möglichen Zusammenhängen geredet wird: über Qualitätssicherung an der Universität und in der Wissenschaft.

Gerhard Benetka: Das etablierte System scheint eben nicht gute wissenschaftliche Praxis zu fördern, sondern das genaue Gegenteil von dem, was es vorgibt zu befördern: schlechte – weil pointillierte, journalförmige, kleinstteilige Wissenschaft. Wissenschaft unter Produktionsdruck. Der wissenschaftliche Output ist allein eine Frage der Quantität. Man kann das heute überall nachlesen, welche geradezu perversen Anreize das System schafft: Man hat das System nicht verstanden, wenn man das ganze Material auf einmal publiziert. Trivial gesprochen: Wer hindert dich daran, dass du, wenn du vier verschiedene Stichproben hast, die du miteinander vergleichen willst, dass du das hübsch portionierst, sagen wir jeweils nur zwei miteinander für jeweils eine Publikation vergleichst. Du steigert deinen Output an Publikationen (drei statt einer), was die statistischen Verfahren betrifft, wird die Sache dadurch vielleicht auch einfacher. Jedenfalls brauchen dich so Sachen wie der kumulierte Alpha-Fehler nicht zu kümmern. Aber wen kümmert ein kumulierter Alpha-Fehler, wenn bei fMRI-Untersuchungen zum Beispiel 70.000 t-Tests gerechnet werden, und du von vornherein weißt, dass davon 3.500 falsch sein werden – aber welche, das weißt du freilich nicht. Aber nach so was fragt man nicht, und dieser Umstand, dass man nicht danach fragt, macht eben schlechte Wissenschaft aus.

Es ist wirklich bemerkenswert, dass in Deutschland gerade ein Preis für gute Wissenschaft ausgelobt wurde – ich meine diesen Einstein Foundation Award für die Qualitätssicherung in der Forschung. Wenn es also notwendig ist, gute Wissenschaftspraxis zu prämiieren, ist wohl davon auszugehen, dass die normale Praxis weniger gut, also eigentlich schlecht ist. Also kurz und gut: Das System der Qualitätssicherung in der Wissenschaft gibt sehr klare, wenn auch sehr problematische Kriterien dafür vor, was als erfolgreich zu gelten hat. Nachdenklichkeit kannst du dir in diesem System nicht leisten, weil die Nachdenklichen einfach zu langsam sind, das heißt, zu wenig publizieren oder keinen Zitationskartellen beitreten. Jede*r, der*die da kundig mitspielt, ist dazu gezwungen, Studierende oder Mitarbeiter*innen auszubeuten, um seine*ihre eigenen Kennziffern für wissenschaftlichen Erfolg zu erhöhen. Das sind im Grunde kapitalistische Produktionsbedingungen, die da auf das Schaffen an der Universität übertragen werden. Denke zum Beispiel an die Herausgeber*innen von Journals mit hohem Impact-Faktor. Ihre Leistung wird selbst wieder daran gemessen, ob es ihnen gelingt, den Impact-Faktor hoch zu halten oder weiter nach oben zu entwickeln. Letztlich erzwingt das ein Agieren, das dem von Fondsmanager*innen im Spiel der Finanzkapitalist*innen nicht unähnlich ist.

Thomas Slunecko: Wir müssen uns da natürlich auch unsere eigene Position bedenken. Von der biografischen Lagerung her sind wir beide von diesem Wettbewerbssystem lange nicht so beherrscht wie die, die heute 25 oder 30 Jahre alt sind. Etwas selbstironisch könnte man sagen, dass unser eigener Erfolg in diesem System darin liegt, dass wir

an diesem Spiel nicht mehr mitspielen oder nur mehr am Rande mitspielen müssen. Freilich trage ich aber alle meine Publikationen, Vorträge und eingeworbene Drittmittel brav in die Forschungsdokumentationsdatenbank der Universität Wien ein. Oder denke an ResearchGate⁴, auf dem wir beide vertreten sind, und zwar auf der Basis von Einträgen, die wir dort »freiwillig« machen. Und ich kann nicht sagen, dass mich das gar nicht interessiert, wie viele Punkte ich gerade erreicht habe. Und ich merke das auch bei anderen Leuten, mit denen ich arbeite, die registrieren auch meinen Punktestand, selbst wenn sie Philosoph*innen sind oder wahlverwandte kritische Geister. Das ist alles nicht so einfach abzuweisen.

Gerhard Benetka: Diese Dokumentationssysteme für Forschungsaktivität, die du ansprichst, sind wie ein Experiment, bei dem wir selbst Versuchspersonen sind. Das ist eine wichtige Erfahrung. Man erfährt am eigenen Leib, wie man sich in dieses Kalkül des Sich-ständig-mit-anderen-Vergleichens selbst verstrickt. Wir spielen da alle mit, und nur, weil alle oder die meisten mitspielen, funktioniert es auch.

Thomas Slunecko: Ich bin gerade an einem Forschungsprojekt beteiligt, in dem wir zwei solcher Forschungsdokumentationssysteme dispositivanalytisch durchbuchstabieren. Diese Systeme funktionieren, weil sie an etwas anschließen, was die Forschenden selbst wollen oder zu wollen gewohnt sind: alle Publikationen, alle Vorträge etc. zu sammeln, sodass das ganze Œuvre übersichtlich vorliegt – für einen imaginierten Anderen, der sich dafür interessieren könnte. Sie appellieren also an eine Mischung aus Narzissmus und Ordnungssinn, ohne die wissenschaftliche Karrieren selten auskommen. Jedenfalls hat dieses Forschungsdokumentationssystem – an der Universität Wien wird es als u:cris gebrandet, aber es steht ein Konzern dahinter, der das international vertreibt –, eine Benutzeroberfläche für dich als Forscher*in, über die du deine Daten eingeben kannst. Aber es hat auch noch eine zweite Seite, eine Benutzeroberfläche für den Dekan und für Positionen vom Dekan aufwärts. Und die können dann blitzschnell allerlei individuelle Leistungsparameter abfragen: Wie viele Drittmittel wurden eingeworben, wie viele Drittmittelanträge sind gescheitert, steigt der Prozentsatz der erfolgreich eingeworbenen Mittel an den beantragten Gesamtsummen oder fällt dieser Wert, wie schneiden einzelne Mitarbeiter*innen im Vergleich mit den anderen Mitarbeiter*innen der Abteilung ab. Das Forschungsdokumentationssystem, in das ich seit Jahren meine Daten eingebe, dient also letztlich dem Controlling, das heißt konkret dazu, einzelne Abteilungen und einzelne Mitarbeiter*innen gegeneinander auszuspielen. Das läuft zum Beispiel in England schon seit Jahren mit voller Kraft: Wenn du als Professor*in nicht soundsoviel 100.000 Euro im Jahr an Drittmitteln einwirbst, wirst du zum Rektor zitiert und in letzter Konsequenz fliegst du raus; davon sind wir zwar noch einen Schritt entfernt, aber die Systeme, die das ermöglichen, sind schon vorbereitet.

Gerhard Benetka: Wie kann man in einem solchen System überleben? Wie kann das ohne Illusionen gehen und ohne Zynismus? Und – um zum Ausgang unseres Gesprächs zurückkehren – wie kann man unter diesen Bedingungen lehren und in dieser Lehre kritische Inhalte vermitteln? Wir haben schon darüber gesprochen, wie groß der strukturelle Anpassungsdruck gerade auch für eine Privatuniversität ist. Dazu kommt aber noch, dass auch einige der Ideen, die wir für ein alternatives Studienprogramm entwickelt haben, nicht so funktionieren, wie wir uns das vorgestellt haben. Ein Beispiel dafür ist die Interdisziplinarität, wie wir sie in den Studienplänen für die SFU verankert haben. Mir war vor allem wichtig, dass angehende Psycholog*innen in ihrem Studium Soziologie lernen. Wenn man von Anfang an mitbekommt, dass es da größere, eben gesellschaftliche Zusammenhänge gibt, dann wirkt das, so hab ich gedacht, wie eine Art Korrektiv in einem Fach, das für gesellschaftliche Zusammenhänge so blind ist wie die Psychologie. Tatsächlich ist das aber nicht so einfach. Es gibt zwar bei uns noch immer eine Lehrveranstaltung zu Soziologie. Aber ich glaube nicht, dass jemand, der bei uns Klinische Psychologie studiert, wenn er*sie hört oder liest, dass – ich weiß nicht – jede*r vierte Europäer*in irgendwann einmal in seinem oder ihrem Leben an einer psychischen Störung leidet, automatisch daran denkt, dass solche Zahlen immer auch von der Menge der Expert*innen, der Zahl der Klinischen Psycholog*innen abhängig sind, die solche Diagnosen stellen. Das meine ich, wäre so ein soziologischer Gedanke, der der Psychologie guttun würde.

Was ich aber schon sagen kann, ist, dass wir zumindest in der praktischen Ausbildung unserer Absolvent*innen einiges anders und, wie ich meine, auch besser machen als in herkömmlichen Studienprogrammen. Tatsächlich lernen Studierende bei uns viel über Zeigen und Imitieren, wie es bei Wittgenstein (2010 [1953]) heißt, in der psychologischen Ambulanz und im kinderpsychologischen Zentrum. Das scheint mir gerade in Bezug auf die psychologische Diagnostik wichtig zu sein: dass die Studierenden da von Anfang an vorgelebt bekommen, dass das eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit ist, derer man sich nicht einfach durch das Abarbeiten eines vorgegebenen Schemas entledigen kann.

Thomas Slunecko: Wie groß die institutionellen Spielräume sind, die man hat, die man auch in der Lehre hat, hängt natürlich auch von den Verträgen ab, über die man an der Universität angestellt ist. Ein Dauervertrag als Universitätsprofessor – wie in meinem Falle – ist eine Basis dafür, sich außerhalb des Konsenses der Kolleg*innen an der Fakultät aufzuhalten oder sogar – wie wir beide das jetzt gerade tun – von der Misere des Faches nach außen zu berichten. Aber wenn man mit 25 in das System einsteigt und eine akademische Karriere in der Psychologie machen will, ist das eine ganz andere Lage. Für die jungen Kolleg*innen bedeutet es ohnehin, dass sie sich auf eine sehr unsichere Karriere einlassen, wenn sie an der Universität tätig werden wollen, auch wenn

sie keine kritische Agenda haben. Die flächendeckende Befristung von Uni-Jobs, über die so viel diskutiert wird, erzeugt einfach Angst, Abhängigkeit – und letztlich prekäre Lebenssituationen. Und natürlich Gehorsam oder zumindest eine Bereitschaft, sich in seinem wissenschaftlichen Tun und Lassen anzupassen. Die Angstindizes in der universitären Welt sind gestiegen, aufseiten der Lehrenden und Forschenden wie auch auf der der Studierenden.

Gerhard Benetka: Natürlich war früher an den Universitäten, für die, die fix angestellt waren, der Handlungsspielraum dadurch, dass mit der Habilitation die Verbeamtung verknüpft war, erheblich größer, als er heute ist. Ich habe viele Leute gekannt, die sich habilitiert haben und dadurch unkündbar geworden sind, die sich dann an der Universität eine Art von Nischenexistenz haben aufbauen können. Da waren sehr eifrige und sehr gute Leute dabei, die zum Beispiel jedes Semester eine neue Vorlesung vorbereitet haben, ohne sich dabei an irgendwelchen Erfolgskriterien zu orientieren.

Thomas Slunecko: Die waren damals natürlich auch noch nicht so ausgeprägt bzw. transparent. Es hat ja damals die per Knopfdruck abrufbaren Leistungsüberprüfungen und -vergleiche zwischen einzelnen Professor*innen oder einzelnen Abteilungen nicht gegeben. Jedenfalls spielt bei all diesen Veränderungen, die an der Universität in den letzten beiden Jahrzehnten sich vollzogen haben, die Digitalisierung der Kontrollmechanismen eine große Rolle. Sobald die Instrumente der neuen Steuerung ins Spiel kommen, dieses große Mehr an auszufüllenden Excel-Sheets und Formularen, Dokumentations-, Qualitätssicherungs- und Verwaltungspflichten aller Art, verschließen sich die lebendigen Reflexionsräume und auch die Räume potenziell widerständiger Praxis vor Ort. Kritische Energie verpufft in Eingabemasken, selbst wenn die Masken versprechen, der Kritik zuarbeiten zu wollen. Neben dem Umstand, dass die politische Kritik, wie zuvor erwähnt, von immanenter Kritik verschlungen wird, ist das ein weiteres Puzzleteil zur Klärung der Frage, warum es Kritik so schwer hat dieser Tage. Diese mehr oder weniger subtile Form der Entpolitisierung durch Steigerung der organisatorischen Pflichten – denn es sind natürlich echte Pflichten; sie zu verweigern bedeutet für die allermeisten eine totale Exklusion aus dem System. Diese immens gesteigerten Möglichkeiten des Controllings, das ist auch an den Universitäten der Motor der neoliberalen Mobilmachung; die Coronapandemie hat solche Tendenzen noch mal verstärkt.

Gerhard Benetka: Dazu kommt, dass wir an der Universität junge Menschen schließlich auch so ausbilden müssen, dass sie nach ihrem Abschluss einen Job finden. Wie ist diese Verantwortung wahrzunehmen? Was kann, was soll man den Leuten, die Psychologie studieren, beibringen, wenn man eine kritische Perspektive im Hintergrund hat?

Thomas Slunecko: Die Ausbildung in Psychologie, wie sie sich an den meisten Unis vollzieht, läuft an dem, was Psycholog*innen in der Lebenswelt oder in ihrem Leben brauchen werden, ohnehin weitgehend vorbei, insofern ist die Latte in Bezug auf Verantwortung nicht hoch gelegt. Meine Seminare mit den am weitesten fortgeschrittenen Studierenden, die an ihren Abschlussarbeiten schreiben, haben demgegenüber fast etwas Psychotherapeutisches. Sie ähneln streckenweise Selbsterfahrungs- oder Selbsthilfegruppen, die sich anhand von eingebrachten, das heißt von den Studierenden verfassten Texten oder Projektskizzen entfalten. Die Haltung, die dabei eingeübt wird: sich miteinander kultiviert über bestimmte Weltausschnitte auseinanderzusetzen und die eigenen Aufladungen dabei nicht aus dem Auge zu verlieren. Das geht manchmal, weil man sich als Schreibende*r exponiert, auch sehr ins Persönliche hinein. Wobei ich das Persönliche zwar einlade, aber nicht zu sehr forcieren; manche wollen die Auseinandersetzung mehr auf der Textebene halten, andere lassen sich persönlich weiter auf Prozesse ein. Aber insgesamt eröffnet sich ein Raum, in dem sich in Resonanz mit anderen Betroffenen eine oft jahrelange frustrane Erfahrung mit dem Psychologiestudium doch noch unerwartet zu einer halbwegs sinnvollen Gestalt schließt. Sich das Ressentiment bezüglich des bildungsmäßigen Unfalls, den dieses Psychologiestudium für einen oder eine bedeutet hat – insofern das Leben selten Zeit für ein weiteres Studium lässt –, abbauen kann. Sich vielleicht sogar umbauen kann zu einem umfassenderen, auch über die Psychologie hinausreichenden Verständnis der kontingenten Gewordenheit von Wissenschaft und der ökonomischen und sozialen Kontexte, die sie antreiben. Einige erleben das wie ein Erwachen aus der Matrix.

Anmerkungen

- 1 Für eine Kritik des Kompetenzgeredes siehe Gelhard 2011.
- 2 »De nobis ipsis silemus«, heißt es im Original.
- 3 Fonds Wissenschaftlicher Forschung, der bei Weitem größte österreichische Drittmittelgeber.
- 4 ResearchGate (www.researchgate.net) ist eine internetbasierte kommerzielle Datenbank, über die wissenschaftliche Publikationen bereitgestellt werden und die sich Wissenschaftler*innen auch für Vernetzung anbietet.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1972. »Theorie der Halbbildung.« In *Gesammelte Schriften, Band 8: Soziologische Schriften I*, 93–121. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bacon, Francis. 1990 [lat. Orig. 1620]. *Neues Organon: lateinisch–deutsch, Band 1*. Hrsg. mit einer Einleitung v. W. Krohn. Hamburg: Meiner.
- Benetka, Gerhard und Thomas Slunecko. 2019. »Ernst Machs Bedeutung für die Herausbildung einer naturwissenschaftlichen Psychologie – Zur Geschichte eines Missverständnisses.« In *Ernst Mach – Zu Leben, Werk und Wirkung*, hrsg. v. Friedrich Stadler, 99–109. Cham: Springer International (*Veröffentlichungen des Instituts Wiener Kreis*, 29).

- Boltanski, Luc und Ève Chiapello. 2003. *Der neue Geist des Kapitalismus*. UVK: Konstanz.
- Bourdieu, Pierre. 1997. »Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steiner.« In *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*, hrsg. v. Irene Dölling und Beate Kraus, 218–30. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1998. *Über das Fernsehen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eagleton, Terry. 2017. *Kultur*. Berlin: Ullstein.
- Gelhard, Andreas. 2011. *Kritik der Kompetenz*. Zürich: diaphanes.
- Herrmann, Theo. 1976. »Braucht die Psychologie eine Gegenstandsbestimmung.« In *Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand?*, hrsg. v. Gerald Eberlein und Richard Pieper, 37–44. Frankfurt a. M.: Campus.
- Kirchhoff, Robert. 1976. »Warum auch die Psychologie einen Gegenstand braucht.« In *Psychologie – Wissenschaft ohne Gegenstand?*, hrsg. v. Gerald Eberlein und Richard Pieper, 45–74. Frankfurt a. M.: Campus.
- Malinowski, Bronislaw. 1922. *Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea*. New York: Dutton.
- Przyborski, Aglaja, Gerhard Benetka und Thomas Slunecko. 2007. »Psychology Curriculae and the Challenge of Bologna: An Answer from a Cultural Science Perspective.« *European Journal of School Psychology* 4 (2): 211–25.
- Ruck, Nora, Thomas Slunecko und Julia Riegler. 2010. »Kritik und Psychologie – ein verschlungenes Verhältnis.« *Psychologie & Gesellschaftskritik* 33/34 (4/1): 45–67.
- Slunecko, Thomas. 2017. »Beobachtungen auf der eigenen Spur. Bemerkungen zu einem für die Wiener kulturpsychologische Schule charakteristischen Motiv.« In *Kulturpsychologie in Wien*, hrsg. v. Thomas Slunecko, Martin Wieser und Aglaja Przyborski, 27–54. Wien: facultas.
- Straub, Jürgen und Hans Werbik. 1999. *Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Werbik, Hans. 1978. *Handlungstheorien*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wittgenstein, Ludwig. 2010 [1953]. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wundt, Wilhelm. 1897. *Grundriss der Psychologie*, §23. Leipzig: Engelmann.

Die Autoren

Thomas Slunecko, ao. Univ.-Prof. Dr., lehrt und forscht an der Abteilung für Kognition, Emotion und Methoden der Fakultät für Psychologie der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Kulturpsychologie, qualitative Methoden und Psychotherapie. Zudem leitet er das Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung (IKUS) in Wien, ist Psychotherapeut und Mitglied des österreichischen Psychotherapiebeirates.

Kontakt: Prof. Dr. Thomas Slunecko, Fakultät für Psychologie der Universität Wien, Liebiggasse 5, 1010 Wien, Österreich; E-Mail: thomas.slunecko@univie.ac.at, <http://homepage.univie.ac.at/thomas.slunecko>

Gerhard Benetka, Univ.-Prof. Dr., ist Dekan der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud Privat-Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte der Psychologie und der Kulturpsychologie.

Kontakt: Prof. Dr. Gerhard Benetka, Sigmund Freud PrivatUniversität Wien, Campus Prater, Freud-Platz 1, 1020 Wien, Österreich; E-Mail: gerhard.benetka@sfu.ac.at, <https://www.sfu.ac.at/de/person/benetka-gerhard/>

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen im Standardformat«

Jürgen Straub im Gespräch mit Aglaja Przyborski

Journal für Psychologie, 30(1), 26–47

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-26>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Mit Entwicklungslinien der interpretativen Handlungs- und Kulturpsychologie startet das Interview, das Aglaja Przyborski mit Jürgen Straub geführt hat: Anhand seines Werdegangs erläutert er Aspekte der Disziplin Psychologie im deutschsprachigen Raum. Straub identifiziert Nischen für Alternativen, aber auch Engführungen zugunsten der dominierenden, szientistisch-nomologischen Wissenschaftsauffassung und in den letzten Jahrzehnten eine Abwendung von benachbarten Disziplinen wie Soziologie, Ethnologie und Philosophie. Er stellt heraus, dass die stark biologisch-neurowissenschaftlich ausgerichtete Psychologie ebenso wenig an interdisziplinären Forschungs- und Studienprogrammen der Sozial- und Kulturwissenschaften beteiligt ist wie an Theorie- und Methodenentwicklungen in der qualitativen Forschung – zum Nachteil des Faches. Im Gespräch wird für wirkliche Vielfalt in der Psychologie plädiert, die an genuin wissenschaftlichen Ansprüchen orientiert ist und sich damit gegen ökonomischen Druck, populistische Verwertungs- und pseudo-demokratische »Mitmachprogramme für alle« behauptet. Abschließend werden die Bedeutung einer psychotherapeutisch-inspirierten Empirie sowie das Optimierungsbegehren in der angewandten Psychologie thematisiert.

Schlüsselwörter: Akademische Psychologie, Interdisziplinarität, wissenschaftliche Gütekriterien, Handlungs- und Kulturpsychologie, Psychoanalyse, Optimierung, qualitative Methoden

Summary

»No one asked me to cumulatively produce scientific miniatures in a standard format«
Jürgen Straub in Conversation with Aglaja Przyborski

Aglaja Przyborski's interview with Jürgen Straub starts with the development of interpretative action and cultural psychology: Based on his career, he explains aspects of the discipline

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

of psychology in the German-speaking world. Straub identifies niches for alternatives, but also a narrowing in favor of the dominant, scientific-nomological view of science and, in recent decades, a turning away from neighboring disciplines such as sociology, ethnology and philosophy. He emphasizes that psychology, which has a strong biological-neuroscientific orientation, is no more involved in interdisciplinary research and study programs in the social and cultural sciences than it is in theory and method developments in qualitative research – to the detriment of the discipline. In the conversation, a plea is made for real diversity in psychology, oriented towards genuinely scientific claims and thus asserting itself against economic pressure, populist exploitation and pseudo-democratic »participation programs for all«. Finally, the importance of a psychotherapeutic empiricism as well as the desire for optimization in applied psychology are discussed.

Keywords: Academic psychology, interdisciplinarity, scientific quality criteria, psychology of action and culture, psychoanalysis, optimization, qualitative methods

Zu Jürgen Straub

Jürgen Straub hat seit 2008 den Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie der Ruhr-Universität Bochum (RUB) inne. Er habilitierte sich 1995 zu Grundzügen einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie. Sein breites wissenschaftliches Werk umfasst grundlegende Arbeiten zu Biografieanalyse, Identitätstheorie und Gedächtnis, ebenso zu aktuellen gesellschaftlichen Themen wie Gewalt, Interkulturalität, Religiosität und Selbstoptimierung. Seit 2014 ist Jürgen Straub Co-Direktor des Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrums für sozial- und kulturwissenschaftliche Psychologie und historische Anthropologie (www.kilian-koehler-centrum.de). Als Verfasser einschlägiger Monografien und (Mit-)Herausgeber zahlreicher Sammelbände sowie der Zeitschrift *psychosozial* gilt er als eine der wichtigsten Stimmen der deutschsprachigen Kulturpsychologie.

Zum Interview

Das Interview wurde am 22. Januar 2022 online mit einem Konferenztool durchgeführt; es dauerte zwei Stunden. Im Vorfeld wurden Jürgen Straub per E-Mail drei Themenbereiche benannt, die einzelnen Fragen dann aber im Gespräch selbst ad hoc formuliert. Der vorliegende Gesprächstext basiert auf einer Transkription, angefertigt von Judith Rosenthal. Das Transkript wurde von beiden Gesprächspartner*innen überarbeitet und am Ende von Jürgen Straub in der vorliegenden Artikelfassung autorisiert.

1 Neugier, wissenschaftlicher Anspruch und akademische Freiheit

Aglaja Przyborski: Im Mittelpunkt unseres Gespräches steht die denkbar weite Frage: Wohin geht die Psychologie? Speziell interessiert uns die Zukunft einer Kulturpsychologie, die geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlich ausgerichtet ist. du gehörst zu denjenigen, die dieses internationale Projekt in den letzten Jahrzehnten federführend vorangetrieben haben.

Zwar sollen Gegenwart und Zukunft der Psychologie im Mittelpunkt stehen, lass uns dennoch erst zurückblicken – in deine persönliche berufliche Vergangenheit, die Entwicklung deiner Perspektive: Was hast du vorangetrieben in der Psychologie, mit welchem grundsätzlichen Anliegen? Was ist gediehen, was ist weniger gut vorangekommen? Beginnen wir von vorne: Worum ging und geht es dir in der akademischen Psychologie?

Jürgen Straub: Das ist eine zugleich allgemeine und persönliche Frage. Ich habe mich stets in einem sozialen und kulturellen Feld bewegt, in dem ich auf das, was andere gesagt und getan haben, antworten durfte. Wie generell im Leben spielen Zufälle auch in der eigenen beruflichen Laufbahn die Rolle eines »Motivationsrestes der Geschichte« (Koselleck 1985 [1968]). Mein allmählich sich konturierendes Anliegen war ein überindividuelles Projekt, schon in seiner Entstehung eingebettet in eine gemeinschaftliche Praxis, zu der teils heftige wissenschaftliche und intellektuelle Auseinandersetzungen gehörten. Was war besonders wichtig? Vielleicht dies: Am Anfang gab es eine unbändige Neugier, mit der ich in Zürich ins Studium der Psychologie, Philosophie und Soziologie aufgebrochen bin. Der Wissensdurst hat sich in Erlangen erhalten und ist auf fruchtbaren Boden gefallen: Ich arbeitete am Lehrstuhl von Hans Werbik, der ein paar ziemlich rege Leute im Team hatte – Reinhard Hilke, Heinz-Jürgen Kaiser, Gabriele Korthals-Beyerlein, Günter Aschenbach, Elfriede Billmann-Mahecha oder Walter Zitterbarth etwa, Ulrike Popp-Baier und ich waren die beiden noch wirklich jungen Leute, die als studentische Naseweise mitmachen durften. Den Kolleg*innen ging es um radikale Neuorientierungen in der wissenschaftlichen Psychologie, in Richtung einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie, die seinerzeit im interdisziplinären Dialog Gestalt annahm. Wichtig war vor allem das Gespräch mit der Soziologie (Joachim Matthes, Werner Mangold, Ralf Bohnsack) und der Philosophie (Paul Lorenzen, Wilhelm Kamlah, Oswald Schwemmer, Hans-Julius Schneider sowie andere Vertreter*innen des Erlanger und Konstanzer Konstruktivismus, aber auch Manfred Riedel, der seit jeher eine dezidiert hermeneutische Position vertrat).

Das passte wunderbar, nachdem ich in Zürich schon so interessante Studierstuben kennenlernen durfte, wie etwa das etwas aus der Zeit gefallene Seminar von Medard Boss und seinen Schüler*innen, die eine Art phänomenologische Psychologie und sogenannte »Daseinsanalysen« betrieben – in der etwas hagiografisch gepflegten Nachfolge

Martin Heideggers. Damals war es noch kein großes Thema, dass dieser bedeutende Philosoph auch ein kleiner Nazi war. Mit meinen 18, 19 Jahren fand ich die Lektüre von *Sein und Zeit* (Heidegger 1927) jedenfalls ebenso faszinierend wie schwer verdaulich. Ich habe später gleichwohl gut verstanden, warum der junge Hans-Georg Gadamer und einige andere Zeitgenoss*innen – bekanntlich auch Hannah Arendt – der philosophischen Ausstrahlung der Existenzialontologie Heideggers erlegen waren, natürlich auch späterer Arbeiten (man denke an den »Humanismusbrief«, 1978 [1947], der mich einige Jahre danach noch beschäftigen sollte). Ich erkannte im Laufe der Zeit, dass es Verwandtschaften zwischen der philosophischen Phänomenologie und Hermeneutik (Gadamer, Paul Ricœur oder Charles Taylor, ein auch analytischer Philosoph, der frühzeitig tolle Arbeiten z. B. zur Handlungstheorie verfasste) und dem amerikanischen Pragmatismus oder Wittgensteins Spätphilosophie gab, in der so profund von »Weltbildern«, »Lebensformen« und »Sprachspielen« die Rede ist. »Familienähnlichkeiten« gab es auch mit weiteren Strömungen, die für meine eigenen Beiträge zur Handlungs- und Kulturpsychologie sehr wichtig wurden, ohne hier alles aufzuzählen. Völlig klar ist: Ich habe keineswegs nur aus den Quellen der wissenschaftlichen Psychologie geschöpft. Die analytische Philosophie wurde, neben der Hermeneutik und dem Pragmatismus, sehr wichtig für mich. Nehmen wir exemplarisch Arthur Danto, dessen erzähl-, zeit- und geschichtstheoretische Arbeiten auch dank Herrmann Lübbes Vorlesungen in Zürich mich sogleich faszinierten. Danto und einige weitere, mit dem »späten« Wittgenstein verbandelte Philosophen (Georg H. von Wright, Peter Winch, Richard Rorty, Harry Frankfurt, Hilary Putnam etwa) waren für mich schon bald eine viel stärkere Inspirationsquelle als beispielsweise Wilhelm Dilthey, Eduard Spranger oder andere Repräsentant*innen der etwas antiquiert wirkenden geisteswissenschaftlichen Psychologie. Nicht wirklich anschlussfähig waren auch Arbeiten der gewandelten Nachfahr*innen dieser geisteswissenschaftlichen Strömung, etwa von Hans Thomae, der seine Karriere im Nationalsozialismus begann, wo er übrigens höchst zwielichtige Rollen übernahm (vgl. Postert und Hanzig 2017).

Natürlich beschäftigte ich mich auch mit aktuellen psychologischen Positionen, etwa mit der seinerzeit leider nur dürftig entfalteten phänomenologischen Psychologie oder mit der imposanten Kritischen Psychologie Klaus Holzkamps und seiner Schule, aber ich wurde nie ein Anhänger – schon wegen des dogmatischen großen »K« im Prädikator »kritisch«, der strengen Verschulung und der über lange Zeit etwas verbohrt, für mich verblüffenden Nähe dieser »wissenschaftlichen Marxisten« zu kommunistischen Kaderparteien in beiden Teilen Deutschlands. Da fühlte ich mich in Erlangen wohler und fand bald schon andere Arbeiten genauso interessant wie die Kritische Psychologie, etwa von Norbert Groeben, Uwe Laucken, Ken Gergen oder Jan Smedslund, später natürlich von Ernst Boesch, Jerome Bruner, Michael Cole, Joan Miller, Carol Gilligan, Luce Irigaray usw. Ich habe allerdings auch Holzkamps Arbeiten

weiter zur Kenntnis genommen, bis hin zur voluminösen, kaum rezipierten Monografie zum Thema »Lernen« (Holzkamp 1993; Straub 2010).

Am Lehrstuhl von Hans Werbik und dem dort gegebenen Umfeld hatte man Luft zum Atmen und die Pflicht, in anregender Atmosphäre nachzudenken. Niemals vernachlässigt wurde dort das »normative Fundament« philosophischen Denkens und wissenschaftlichen Handelns. Man war in einem weiten Sinne politisch reflektiert, ohne Wissenschaft als moralische oder politische Agenda aufzufassen und durch selbstwertdienlichen Aktionismus in etwas anderes zu verkehren – also eigentlich abzuschaffen. Die Erlanger Philosoph*innen verkörperten diese starke Idee von ernsthafter Wissenschaft und relevanter Forschung vorbildlich, weil sie, recht anders als heute, unglaublich nüchterne, sachorientierte Analysen angestellt und das begriffliche sowie methodische Werkzeug dafür bereitgestellt haben, niemals aber allzu emphatisch schwadroniert, überengagierte Attitüden oder gar Welterrettungsfantasien vor sich hergetragen haben. In der distanzierten Nachfolge von Wissenschaftstheorien wie dem logischen Empirismus und dem kritischen Rationalismus besaßen sie das wissenschaftstheoretische Besteck, das es gestattet, exakt und systematisch zu denken – und dabei die normativen Grundlagen und Implikationen wissenschaftlicher Praxis nicht auszublenden. Und von da aus pflegten sie dann enge Kooperationen mit den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, einschließlich einer Psychologie, die sich nun mehr mit »gesellschaftlich relevanten« Fragestellungen befassen sollte.

Werbik war bereits in den 1970er Jahren einer der permanenten Gesprächspartner in dieser Gruppe. Das war ein ganz kleines philosophisches Institut – kein riesiges, weltbekanntes »Exzellenzcluster« – mit Leuten, die wegen ihres Sachverstandes und ihrer intellektuellen Brillanz ein gewisses Ansehen genossen. Sie hatten eine Brücke nach Frankfurt gebaut, im Bemühen um die Klärung der normativen Fundamente philosophischer und wissenschaftlicher Praxis. Dort lief dieses Unternehmen bekanntlich schon seit geraumer Zeit unter dem Namen »kritische Theorie« (ebenfalls mit der Tendenz zum großen »K«). Die Konstanzer Kolleg*innen, Friedrich Kambartel oder Jürgen Mittelstraß etwa, waren häufiger zu Gast in Erlangen und trugen kontinuierlich zum gemeinsamen Anliegen bei.

Für die sich formierende Handlungs- und Kulturpsychologie war das höchst anregend, ganz besonders die zunehmende Koinzidenz philosophischer Strömungen, die in wachsendem Maße in einer Art hermeneutischem Grundkonsens übereinkamen (dabei aber am Wandel der philosophischen und fachwissenschaftlichen Hermeneutik arbeiteten). Überall war das *Verstehen von Sinngebilden* und die Opposition gegen szientistische Wissenschaftslehren zentral. Ernst Boesch und Jerome Bruner gehörten neben der Gruppe in Erlangen und einigen anderen Leuten – Jens Brockmeier, Jaan Valsiner, Patricia Greenfield etwa – zu jenen Psycholog*innen, die diese sehr lebensnahe, aber ebenso sehr theoretische Einsicht wirklich ernst nahmen und methodologische

Konsequenzen daraus zogen. Der Weg zur interpretativen Handlungs- und Kulturpsychologie war frei und bereits geebnet. Boesch war schon in den 1950er Jahren in Saarbrücken einschlägig tätig (vgl. Boesch 2021, 29–48). Bruner hätte die sogenannte »kognitive Wende« in der Psychologie gerne als einen Schritt in die *cultural psychology* getan, die er dann später ausarbeitete. Andere haben später ihren Teil zur Ebnung dieses Weges beigetragen. Ich musste ihn nur noch begehen, um nach Defiziten und Desideraten Ausschau halten zu können. Wer das tut, bewegt sich, nebenbei gesagt, in einem kompetitiven Feld – in dem es allerdings immer wieder überraschende Konvergenzen und einen zeitweiligen Konsens in grundsätzlichen Fragen geben kann.

Das erlebte ich auch über die Grenzen von Disziplinen hinweg, etwa in den Erlanger Seminaren von Joachim Matthes oder in den bahnbrechenden Forschungswerkstätten von Ralf Bohnsack (zu deren Gesprächspartner*innen Fritz Schütze, Anselm Strauss und andere prominente Figuren der interpretativen Sozialwissenschaften gehörten). Ich erfuhr das auch, wenn ich mit dem sprachanalytischen Philosophen Hans-Julius Schneider gemeinsame Lehrveranstaltungen durchführte, in denen es um sprach-, handlungs-, erzähl- und identitätstheoretische Fragen ging und einen pragmatischen Zugang zu kulturellen Lebens- und Selbstformen.

Erwähnt sei, was uns beide besonders verbindet, Aglaja: Was ich bei Bohnsack (u. a. 2021; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021) als Novize praktisch einüben durfte – *empirisch forschen* –, habe ich dann mein Leben lang als Universitätsdozent zu vermitteln versucht, bis heute in Bochum in BA- und MA-Modulen oder im sonntäglichen Doktorand*innenkolloquium. In derartigen Milieus oder Kulturatopen kann etwas gedeihen! Hohe wissenschaftliche Ansprüche pflegen, sich anstrengen, ohne sich verrückt zu machen, hin und wieder etwas mit der gebotenen Muße und Konzentration erforschen und zu Papier bringen, einander unterstützen, kommentieren und kritisieren, das scheint mir der Kern der Sache zu sein, an den ich mich glücklicherweise recht frühzeitig herantasten durfte. Diese zwar ein wenig aufreibende, aber eben auch animierende und ziemlich befriedigende soziale Praxis kultivieren wir in Bochum nicht zuletzt in einem eigens eingerichteten, von der Köhler-Stiftung großzügig geförderten Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum (KKC), das ich gemeinsam mit Pradeep Chakkarath leite. Zeitweilige Kompromisslosigkeit, ungesunde Exzesse und ein gerütteltes Maß an Frustrationstoleranz sowie Durchhaltevermögen sind wohl leider Ingredienzen jeder zukunftsweisenden wissenschaftlichen Disziplin (im doppelten Wortsinn), auch der nun in Bochum gepflegten Handlungs- und Kulturpsychologie.

Wichtig ist im Übrigen eine pluralistische Kultur in unserer Disziplin. Diesbezüglich war die Lage in den 1980er Jahren wohl noch etwas generöser. Dass man gegenwärtig so viel über Pluralität auch in der Psychologie spricht – der etwas eintönige Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs) in Bochum 2014 stand vielsagend unter dem Motto »Die Vielfalt der Psychologie« –, ist kein Beleg

dafür, dass tatsächlich praktiziert würde, was proklamiert wird, sondern vielmehr eine besorgniserregende Problemanzeige: Gerade in der Psychologie unserer Gegenwart ist wirkliche Vielfalt und Aufgeschlossenheit gegenüber diversen Positionen Mangelware. In den 1970/80er Jahren wirkten in der *Zeitschrift für Sozialpsychologie* Carl-Friedrich Graumann und Klaus Holzkamp als Herausgeber mit (neben Hubert Feger und Martin Irle). Eine derartig heterogene Zusammensetzung des Herausgeberkreises dieser genuin sozialpsychologischen Zeitschrift ist heute wohl unvorstellbar. Deswegen mussten schon bald Nischen geschaffen werden, längst sehr ansehnliche Alternativen wie etwa das *Journal für Psychologie* oder das *Forum Qualitative Sozialforschung (FQS)*.

Relevant bleibt auch für diese Publikationsorgane, was ich als erstes Anliegen in meiner wissenschaftlichen Sozialisation ausbildete und zu verwirklichen suchte: sehr gute Wissenschaft betreiben, die Ansprüche hoch halten und ihre wenigstens gelegentliche Erfüllung (selbst-)kritisch prüfen. Ich sage das frank und frei: Nicht alles, was in den gegenwärtig von uns bedienten Zeitschriften, Handbüchern und Sammelbänden erscheint, hält dieser Prüfungsstand. Ich beobachte und fürchte, dass die Ansprüche weiter im Sinkflug sind. Die Beiträge sollen kurz sein, die Zeichenzahl von X nicht überschreiten. Alles bitte klar gegliedert und möglichst allgemein verständlich, bitte keine Fußnoten und keinesfalls zu lange Anmerkungen, das Literaturverzeichnis knapphalten und die Überschriften auch! Lieber Listen erstellen als einen literarischen Stil pflegen. Standardisierung, Formalisierung und leicht verdauliche Zusammenfassungen von bereits Publiziertem allenthalben, die Inhalte indes werden weniger wichtig. Für die Lektüre von Büchern hat man einfach keine Zeit mehr, schon längere Artikel sprengen das verfügbare Zeitbudget. Wissenschaften sind indes keine Wohlfühllosen, in denen alles kurz und bündig und umstandslos vonstattengeht. Lesen und Schreiben läuft hier unter der Bezeichnung »Arbeit«, auch wenn diese Tätigkeit sublimierte Lust und entsprechenden Genuss keineswegs ausschließt. Neues lesen und denken kann elektrisieren. Eher lähmend wirkt es, wenn in jedem mittelmäßigen oder manchmal sogar erbärmlichen peer reviewed Journalartikel – den mitunter sogar die eigenen Kumpels begutachtet haben – das Adjektiv »neu« im Titel steht, der Beitrag aber so rein gar nichts Innovatives vorzuweisen hat. Im Übrigen sollte man, wenn man über die angeblich allseits erwünschte Vielfalt und Innovationskraft der heutigen Psychologie spricht, noch erwähnen, was Pradeep Chakkarath und viele weitere Vertreter*innen indigener Psychologien und postkolonialer Kritiken stets hervorheben und fordern: Es wäre an der Zeit, den Horizont unserer Wissenschaft über die europäisch-nordamerikanischen Traditionen hinaus auszuweiten und intensivere Kooperationen mit Wissenschaftler*innen zu suchen, die andere kulturelle Lebens-, Handlungs- und Denkformen sehr gut kennen, einschließlich der damit verwobenen (nicht-europäischen) Sprachen. Das ist eine politische und moralische Herausforderung, deren Annahme sich auch wissenschaftlich lohnen würde – wenngleich meines Erachtens keineswegs schon klar ist, wie die zu erwartenden Erträge und Fortschritte genau aussehen werden. Vieles bewegt sich in diesem

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

Feld noch auf der Ebene von programmatischen Forderungen und einer Kritik an einer hegemonialen »westlichen« oder »modernen« Psychologie, ihrer impliziten Ontologie oder Anthropologie und »wissenschaftlichen Weltanschauung«, die es in der unterstellten Homogenität ja gar nie gegeben hat – ebenso wenig wie irgendein homogenes Anderes oder Fremdes. Ich bin selbst zwar in einer sehr heterogenen europäisch-nordamerikanischen Tradition wissenschaftlich sozialisiert worden, ohne aber andere Stimmen genügend vernommen, gründlich studiert und systematisch einbezogen zu haben. Pradeep Chakkarath's mahnendes Engagement in Bochum hat daran zwar manches geändert, aber gewiss nicht alle meine Defizite in diesem Feld beseitigen können. Das ist freilich ein allgemeiner Punkt, der uns noch eine Weile beschäftigen dürfte.

Aglaja Przyborski: Das sind offenbar zentrale Aspekte und Motive: Wie macht man ordentliche und exakte Wissenschaft? Wie gestaltet sich ihr Bauplan, wie fasse ich Erkenntnisse sprachlich? Interesse für unterschiedlich gelagerte Sinnstrukturen und wie man sich diesen korrekt nähern kann, Innovatives machen. Spannende, aktuelle Themen behandeln, wie du das bereits in deiner Dissertation (Straub 1993) getan hast, als du der geschichtlich und soziokulturell eingebetteten lebensgeschichtlichen Entwicklung friedenspolitischen Handelns von Naturwissenschaftler*innen nachgegangen bist. Zugespitzt diese drei Dinge: ordentliche Wissenschaft, die das Sinnverstehen nicht umgeht, regelmäßig aktuelle, gegenwartsbezogene Themen bearbeitet mit inspirierenden Ergebnissen, die das Alltagsverständnis überschreiten.

Jürgen Straub: Genau, darum ging und geht es. Dafür muss man mit einer Passion fürs Denken und Forschen bei der Sache sein. So sollte man in diesen komplexen Betrieb namens Universität reingehen. Sonst wird das nichts. Es ist aber leider immer öfters die wissenschaftliche Realität: Nichtssagendes oder Altbekanntes unter Hochdruck in Serie herstellen. Ich meine schon, dass ich da gerade noch mal Glück gehabt habe. Ich bin von diesem ebenso geschäftigen wie leerlaufenden Betrieb weitgehend verschont geblieben. Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen im Standardformat. Diese luxuriöse Freiheit habe ich mir bewahrt, auch wenn Bücher und komplexe Abhandlungen zu schreiben echt anstrengend sein kann. Es bleibt die bessere Wahl, ich finde vor allem: *besser für die Wissenschaft*.

2 Keine Artikulationen von Affekten, Animationen und Apellen, sondern ihre Analyse!

Meine theoretische Habilitationsschrift (Straub 1999) habe ich nicht im Handumdrehen verfasst. Aber sie war und ist mir wichtig, ebenso wie die Arbeiten, die direkter an

die Lebenspraxis adressiert sind und dort vielleicht irgendwann irgendetwas ausrichten können – nach einigen Übersetzungs- und Vermittlungsbemühungen, versteht sich. Das geht niemals unmittelbar als praktische Intervention. Wissenschaft ist kein beabsichtigter aktiver Eingriff in die Lebenspraxis, selbst wenn sie diese beeinflussen und sogar, wie Jürgen Habermas feststellt, kolonialisieren kann. Als Wissenschaftler*innen kümmern wir uns um geeignete Denkformen und Instrumente, die es gestatten, besser beschreiben und begreifen zu können, was in der Lebenspraxis alles vor sich geht, wie und warum und wozu. Wir wollen die Dinge genauer sehen, verstehen und erklären, als es auf der Ebene des Alltagsbewusstseins möglich ist. *Dieses* Ziel ist durchaus mit einem im weitesten Sinne praktisch-politischen, auch ethisch-moralischen Anspruch verbunden. Wissenschaft im Zeichen psychologischer Aufklärung ist nicht belangloses Gerede, *l'art pour l'art*. Sie ist aber auch kein besserwisserischer Aktionismus zur Errettung der armen Seelen und der gefährdeten Welt. Erlösungsfantasien und missionarische Motive beschädigen die Wissenschaften. Genuine Wissenschaftsansprüche kommen in meiner Perspektive allemal zuerst. Die zu vernachlässigen, halte ich für fatal – für die Wissenschaft und die Gesellschaft.

Aglaja Przyborski: Ich würde das in meinen Worten sagen: Das Anstrebende ist der epistemisch begründete, systematische Bruch mit dem Common Sense, der Alltagsperspektive.

Jürgen Straub: Das ist ein ganz wesentlicher allgemeiner Punkt, und etwas, das mich auch persönlich angetrieben hat. Eigentlich die ganzen ersten Jahre. Ich war auch in sozialen Bewegungen engagiert, aber das war ein Nebengleis. Meine Vorträge auf friedenspolitischen Konferenzen waren wissenschaftliche Abhandlungen, keine Artikulationen von Affekten, Animationen und Apelle. Dafür ist dieses ganze Unternehmen Wissenschaft nicht zuständig. Für die *Analyse* von Affekten, Animationen und Apellen sowie das vermeintlich nutzlose Nachdenken über scheinbar periphere Dinge dagegen schon. Genau das geschah dann auch in den Forschungsinstituten, in denen ich jahrelang tätig war. Das war ungemein bereichernd – und ansteckend. 1994, nachdem die Habilitationsschrift fertig war, wurde ich ans Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld eingeladen, wo ich Jörn Rüsen kennenlernte, der dort gerade eine interdisziplinäre Studiengruppe einrichtete. Wir befassten uns mit »historischer Sinnbildung«, natürlich im Hinblick auf drängende Gegenwartsprobleme. Rüsen vertrat die Geschichtstheorie, Paul Ricœur, Hayden White, James Young oder Frank Ankersmit ebenso; sie waren damals ungeheuer lehrreiche Gesprächspartner, viele andere auch, Aleida Assmann etwa. Zahlreiche ebenso gebildete und scharfsinnige Gelehrte waren ständig anwesend, viele kamen als Gäste – und einige davon durfte ich selbst zu Vorträgen oder Konferenzen einladen, die ich gestalten konnte, wie ich es für angemessen

hielt. Ken Gergen, Donald Spence oder David Polkinghorne und viele andere kamen; mit Jerome Bruner korrespondierte ich seinerzeit, sodass sich auch er an dem Buch *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (Straub 1998) beteiligte. Dieses Thema hat mich bis heute nicht losgelassen. Dieses Interesse teilte ich damals nicht zuletzt mit Harald Welzer (siehe auch das Gespräch mit Harald Welzer in diesem Heft, 111–130), den ich ebenfalls nach Bielefeld eingeladen hatte. Später haben wir in Erlangen und Hannover noch ein »interuniversitäres Seminar« angeboten.

Ein Jahr in diesem Brutkasten des ZiF, da kam ich natürlich nicht so heraus, wie ich hineingegangen bin. Bereichert und zugleich bestärkt in allem, was ich oben als Ursprungsmotiv meiner wissenschaftlichen Laufbahn erläuterte. Die Leute um mich herum waren eigentlich alle so drauf – und damit wohltuend anders als Durchschnittswissenschaftler*innen, von denen ich immer den Eindruck hatte, sie könnten ebenso gut Autos verkaufen, zwecks Existenzhaltung, ohne jede Begeisterung für die Sache selbst. Nach einer kurzzeitigen Rückkehr nach Erlangen setzten sich meine intensiven Verwicklungen in die Wissenschaft im Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) fort, wo ich ein paar Jahre lang eine Forschungsgruppe leitete – mit Burkhard Liebsch, einem höchst produktiven Philosophen –, wo ich aber auch im Vorstand saß und lernte, was es eigentlich heißt, einen solchen Laden zu organisieren. Wissenschaft muss man nicht nur forschend betreiben, sondern auch managen. Man muss die Ermöglichungsbedingungen kreativer Forschung schaffen, leider unentwegt (in einem bestimmten Feld haben das Günter Mey und Katja Mruck in bewundernswerter Weise getan; vgl. meine kleine Hommage: Straub 2021a). In der eigenen Studiengruppe, die mit dem Thema »Lebensformen im Widerstreit. Identität und Moral unter dem Druck gesellschaftlicher Desintegration« befasst war, versammelten wir übrigens fast nur junge Leute. Der Soziologe Joachim Renn war lange dabei, mit ihm bin ich bis heute im Gespräch. Einige meiner Doktorand*innen waren auch beteiligt und verfassten herausragende Dissertationen (z. B. Carlos Kölbl, Doris Weidemann, Barbara Zielke). Wir haben seinerzeit also mit der auch im Essener Institute for Advanced Study gepflegten Tradition gebrochen, dass Forschung an solchen Einrichtungen ausschließlich von drei, vier Ordinarien betrieben werden sollte. Wir dagegen waren ein quirliger, bunter Haufen neugieriger Temperamente, die die schon arrivierten Professor*innen – wie etwa Käte Meyer-Drawe, Jörg Bergmann, David Carr oder Bernhard Waldenfels – als Gesprächspartner*innen betrachteten, wie wir es füreinander auch waren.

Das KWI als Institution war enorm wichtig für mich. Ich lernte dort vieles von dem, was ich danach an der TU Chemnitz im Feld interkultureller Studien und seit 2008 in der Fakultät für Sozialwissenschaft der RUB zu vermitteln versuche. Speziell das meinem Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie angegliederte KKC ist ohne diese Beschäftigung mit den institutionellen Rahmenbedingungen unserer Tätig-

keit kaum denkbar. Der interdisziplinäre Zuschnitt des KKC ist wohl auch ein Erbe aus meiner Zeit am ZiF und KWI. Er ist wichtig, wenngleich er niemanden davor bewahrt, disziplinäre Zuständigkeiten zu erkennen und entsprechende Expertisen auszubilden. Man sollte schon genau angeben können, was *Kulturpsychologie* denn eigentlich sein soll, ohne Gefahr zu laufen, dass kurzerhand alles in einer diffusen »Praxeologie« oder »Diskursanalyse« aufgeht oder man alles Mögliche als »Subjektivierung« bezeichnet, ohne gründlich und unter Einbeziehung psychologischer, psychoanalytischer und sozialwissenschaftlicher Theorien darüber nachgedacht zu haben, was man damit meint.

3 Hier »Mainstream« – dort »kritische Alternativen«? Miteinander statt übereinander reden!

Aglaja Przyborski: Wie ist nun die Lage der Psychologie(n) heute im Vergleich? Wie wird es denn ausschauen in den nächsten Jahren?

Jürgen Straub: In Erlangen traf man sicherlich auf eine besondere Konstellation und Situation. Ein kleines psychologisches Institut, mit einem kleinen philosophischen und soziologischen in der Nachbarschaft. Übrigens gab es im Institut für Psychologie noch einen Lehrstuhl für Psychoanalyse. Heute ist diese für die Gründung und erste Profilierung der Disziplin so ungemein wichtige Tradition in Deutschland exkommuniziert – was gewiss ein starkes Zeichen anti-pluralistischer Dogmen und Machtverhältnisse ist. Walter Toman hat in Erlangen allerdings versucht, aus der Psychoanalyse nach dem Programm des kritischen Rationalismus oder logischen Empirismus eine »richtige Wissenschaft« zu machen. Das war ein wenig langweilig und beseitigte insbesondere die epistemologische und methodologische Komplexität psychoanalytischen Denkens und Forschens. Spannend blieben aber die Bezüge zur klinischen, therapeutischen Praxis sowie die Fallbesprechungen, die regelmäßig im Lehrangebot waren.

Aber was ich sagen wollte: Die Psychologie, die ich angetroffen habe, war schon seinerzeit eine lokale Besonderheit. Es war eine spezielle Situation in Erlangen, allerdings keineswegs völlig einzigartig. Es gab noch einige weitere Orte, die für eine gewisse Diversität und Heterogenität der Psychologie sorgten, und darüber war man im akademischen Disput. Klaus Holzkamp fetzte sich mit Theo Herrmann, um ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel zu nennen. Deren manchmal polemische und ziemlich unerbittliche Auseinandersetzungen hinderte übrigens keinen daran, die Arbeit des anderen kritisch zu würdigen, wertzuschätzen und dabei nie zu vergessen, dass es um Argumente geht und nicht um moralische Anklagen oder persönliche Verunglimpfungen. Die Psychologie war bunter als heute, streitlustiger. Sie hatte es nicht

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

nötig, ständig zu erklären, man sei eine pluralistisch organisierte Disziplin, die Vielfalt schätze.

Das gilt für die theoretischen Ansätze ebenso wie für die methodischen Orientierungen, wobei offenkundig nicht alle gleich stark vertreten waren. Es ist kein Geheimnis, dass qualitative Forschungsmethoden in der Psychologie damals kaum präsent waren und nach wie vor etwas randständig sind, vor allem dann, wenn es nicht um »qualitative Inhaltsanalysen« geht, sondern um komplexe interpretative oder rekonstruktive Ansätze. Man sollte aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten: Auch der meistens pejorativ sogenannte »Mainstream« der Psychologie ist nicht ganz so homogen, wie es auf den ersten Blick ausschaut – und wie seine Vertreter*innen sowie (vor allem) seine Verächter*innen so oft vorgeben. »Den« Mainstream gibt es vielleicht weniger, als viele behaupten oder suggerieren, ohne allzu genau hingeschaut zu haben. Gerade die sogenannten »kritischen Alternativen« sollten sich sozialpsychologische Erkenntnisse zur selbstwertdienlichen Gruppenbildung und Gruppenzugehörigkeit stets vor Augen halten. Henri Tajfels und John Turners Einsichten gelten auch für Gruppenbildungen und -konflikte in der Wissenschaft. Verzerrende Konstruktionen des Eigenen und des Anderen gibt es in diesem Feld ebenso wie anderswo. Moralische Selbstaufwertungen sind gerade in der Wissenschaft höchst bedenklich. Integre, intelligente und kreative Leute gibt es immer auch beim Gegenüber, also bei den *recht verschiedenen* Kontrahenten. Unlängst hatten wir Werner Greve im KKC zu Gast, der sich – unter anderem – mit der »ganz normalen« Entwicklungspsychologie vorzüglich auskennt und selbst Wichtiges zu ihrem Fortschritt beigetragen hat, auch durch quantitative Forschungen. Damit und mit vielen anderen Arbeiten aus der »Mainstream-Psychologie« sollte man sich auseinandersetzen.

Das heißt, man müsste viel mehr miteinander als übereinander reden. Und auch in die Organisationen der Disziplin reingehen, um sie mitzugestalten, die Debatten mitzubestimmen versuchen. Ich habe das hin und wieder probiert, aber da hat mir dann doch die Kraft und Ausdauer gefehlt, um etwas Nennenswertes zustande zu bringen. Vielleicht mangelte es mir auch an Talent und Neigung für diesen Marsch durch die Institutionen. Um es zu resümieren: Ich habe vor 30 und mehr Jahren noch eine diversere, theoretisch vielfältigere, streitlustigere und vielleicht auch tolerantere Psychologie vorgefunden, als das heute der Fall ist. Ich habe eine Psychologie angetroffen, deren universitäres Curriculum ebenfalls noch etwas anders ausgeschaut hat. Man bedenke, dass heute nicht nur die Psychoanalyse, sondern auch die Psychologiegeschichte praktisch abgeschafft ist – eine fast schon irrsinnig wirkende Entscheidung, frei nach William Shakespeares Hamlet: »Ist dies auch Wahnsinn, so hat es doch Methode!« Es gibt heute wohl eine noch stärkere Verengung und sogar eine selbstläufige Dogmatisierung bestimmter Standards, die freilich modisch wechseln. Man denke an den neurowissenschaftlichen Hype und überhaupt an die noch anhaltende Biologisierung

der Psychologie. Wer aber blickt in der Psychologie noch über den Zaun in Richtung Soziologie oder Ethnologie? Wer mischt bei interdisziplinären Studiengängen und Promotionsprogrammen mit, in denen die Sozial- und Kulturwissenschaften sowie interdisziplinäre *xy-studies* dieser oder jener Provenienz und Ausrichtung vertreten sind? Allenfalls Ausnahmen.

Das ist bedauerlich, weil aus diesen Nachbardisziplinen wichtige Innovationen kommen, die auch für die Psychologie von größtem Interesse sind. Das war schon bei der Entwicklung des narrativen Interviews (siehe hierzu das Gespräch mit Fritz Schütze in diesem Heft, 88–110) so und ist heute beispielsweise bei der Entstehung und Erprobung neuer bildanalytischer Verfahren der Fall, von vielfältigen theoretischen Neuerungen gar nicht zu reden (Straub 2021b, 2022). Wenn die Psychologie diese zeitgemäßen und entsprechend faszinierenden Bemühungen nicht unterstützt oder wenigstens zur Kenntnis nimmt, wird sie in solchen Bereichen ins Hintertreffen geraten und weiterhin ein trübes Schlusslicht bilden. Das wird vielen Fachwissenschaftler*innen natürlich gleichgültig sein und auch die Nachbardisziplinen nicht sonderlich scheren. Leute wie ich finden das gleichwohl bedauerlich und schädlich fürs Fach, das eben breiter aufgestellt sein sollte, als es gegenwärtig der Fall ist. Ohne ausgefeilte Bildhermeneutik geht es in einer Zeit der Bilderflut jedenfalls genauso schlecht wie ohne Methoden der interpretativen Textanalyse, wie sie in den letzten Jahrzehnten entwickelt und angewandt wurden – meistens am Rande und ohne maßgebliche Beteiligung der Psychologie.

4 Wissenschaftliche Institutionen – auch davon hängt die Zukunft des Faches ab

Was ist gewachsen und was nicht? Was ich also überhaupt nicht mehr geschafft habe, übrigens auch die Generation vor mir nicht, ist der besagte Marsch durch die Institutionen mit ihren zahlreichen Gremien. Unsere Vorgänger*innen haben das zu wenig unternommen und keine besonders erfolgsversprechenden Strategien erdacht, aber ich selbst habe es dann auch nicht besser gemacht. Man hätte sich viel mehr in der DGPs engagieren müssen, in den Fachgruppen und anderen Einrichtungen der DFG usw. Ich hätte da rein müssen, auch mit anderen zusammen, und versuchen sollen, unsere Stimme noch deutlicher vernehmbar zu machen und gewisse Funktionen zu übernehmen, die Gestaltungsmöglichkeiten eröffnet hätten – Macht, in wie bescheidenem Ausmaß auch immer.

Aglaja Przyborski: Das finde ich wirklich einen spannenden Punkt, weil das auch meine Perspektive ein bisschen verändert hat. Ich habe mich sozusagen immer an den »Mainstreamer*innen« abgearbeitet, und das war kein sehr erquicklicher Prozess. Ein

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

bisschen Lob und Anerkennung kam aus der Soziologie und nicht aus der Psychologie, obwohl ich meine Arbeit gerne noch stärker dort verortet hätte. Die Vorstellung, dass man in der Psychologie unserer Gegenwart die Vielfalt der Stimmen hört und anerkennt, sich als Praxeologin oder Kulturpsychologin also nicht immer nur an einem behavioristischen, kognitivistischen oder neurobiologischen Mainstream abarbeiten muss, sondern sich viel stärker mit dialogbereiten Kolleg*innen auseinandersetzt, finde ich interessant. Es gibt tatsächlich den einen oder die andere Bündnispartner*in auf Professuren, aber die Chance zur Zusammenarbeit ist eben nicht optimal institutionalisiert. Nicht mal der Austausch und die Auseinandersetzung innerhalb der alternativen, kritischen Psychologien (oder wie immer man sie nennt) ist zufriedenstellend. Okay, wir haben die Gesellschaft für Kulturpsychologie und das Institut für Kulturpsychologie und qualitative Methoden (IKUS), aber wir sollten uns mit anderen, gerade auch Andersdenkenden, noch mehr vernetzen. Man könnte da schon mehr machen und nicht immer nur polarisieren, wie du es sagst. Es ist in der Tat eine simplifizierende und kontraproduktive Blockbildung, wenn man immer wieder feststellt: »Dort ist der Mainstream und wir sind ganz anders und deswegen benachteiligt und ausgeschlossen!« Man kann in dieser Auffassung verharren und sich dabei selbst lähmen.

Jürgen Straub: Diese Polarisierung ist zum Teil überzogen worden. Es gäbe schon viel mehr Brücken. Dieses Denken in Blöcken ist auch ein Selbstschutz. Aber was wir nun beide gefordert oder gewünscht haben, nämlich möglichst unvoreingenommen »in die Psychologie reinzugehen«, dazu sollte man schon auch wissen: Manches geht einfach – beim besten Willen – nicht. Man rennt gegen die Wand – Machtverhältnisse und hegemoniale Strukturen bringen das unweigerlich mit sich. Das habe ich selbst öfters erlebt. Ich habe in meinen Sturm-und-Drang-Zeiten auch DFG-Anträge gestellt, die positiv begutachtet wurden, von manchen Gutachter*innen sogar überaus würdigend und wertschätzend. In der Fachgruppe Psychologie – also bei letzter Gelegenheit der Machthabenden – sind diese Anträge dann trotzdem abgelehnt worden, mit unglaublich dilettantischen Begründungen, praktisch frei von jeder Sachkenntnis und interdisziplinärer Expertise. Man mochte vor allem keine Projekte, die ausschließlich qualitative Verfahren einsetzen. Die Entscheidungsbefugten in der DFG und anderen Förderinstitutionen haben natürlich das letzte Wort und können Vorhaben ablehnen, selbst wenn positive Gutachten eine Projektförderung empfehlen. Bestimmte Leute wollen uns da partout nicht in der Disziplin haben. Ihre Solidarität mit ihresgleichen ist stärker als das Interesse an vielfältiger Forschung und an Entwicklungen, die sie selbst nicht nachvollziehen können, bestenfalls vom Hörensagen kennen und tatsächlich oftmals nicht verstehen.

Bestimmte Gremien in den einschlägigen Organisationen fungieren wie Gralhüter. Man müsste sich da, wie gesagt, mehr einmischen und einbringen, gleichzeitig aber auch

autonome Strukturen außerhalb dieser Einrichtungen oder an ihrem Rand schaffen, wie das zum Teil auch gemacht wurde. Das *Journal für Psychologie* ist ein eindrucksvolles Beispiel, finde ich, das initial von der DFG geförderte *FQS* ebenfalls. Das sind erfolgreiche Unternehmungen, selbst wenn sie die Machtverhältnisse nicht umstürzen. Aber sie schaffen eine gewisse Unabhängigkeit.

Man sollte bestimmte, für das Fach und seine plurale Verfassung besonders wichtige Dinge tun und müsste sie dann auch stärker institutionalisieren, so wie wir es in Bochum versuchen. Da gibt es nun seit 15 Jahren – wohlgemerkt: in der Fakultät für Sozialwissenschaft, nicht in derjenigen für Psychologie! – eine interpretative Handlungs- und Kulturpsychologie und eine indigene Psychologie, als sei das die normalste Sache der Welt. Solche Institutionalisationen sind sehr wichtig. Ein paar individuelle Stimmen hier und dort vermögen zu wenig auszurichten. Man braucht Lehrstühle, Professuren und Juniorprofessuren, Publikationsorgane, ständige Arbeits- und Forschungsgruppen, Graduiertenkollegs, einschlägige Studiengänge etc.

Aglaja Przyborski: Ja, eine curriculare Verankerung der Anliegen und Ambitionen.

Jürgen Straub: Genau. Es gibt eindrucksvolle Institutionen in diesem Sinn, wie etwa die International Psychoanalytic University Berlin. Da wird Psychologie in Bachelor- und Master-Curricula angeboten, wobei die Psychoanalyse ein fester Bestandteil des Angebots ist. Es wäre schön, wenn derartige Initiativen und Institutionen nicht auf die finanziellen Mittel, die herausragende wissenschaftliche Expertise und die Umsicht von Stifter*innen wie Christa Rohde-Dachser angewiesen wären. Auch davon hängt die Zukunft des Faches ab. Ohne Institutionen und in ihnen angesiedelte, innovative Forschungsprogramme geht gar nichts. Rückenwind kommt auch aus der forschungsorientierten akademischen Lehre, wo qualitative Forschungswerkstätten heute Hochkonjunktur haben. Ich war selbst fünf Jahre lang in einem universitätsweiten BMBF-Projekt für die Förderung forschenden Lernens an der RUB zuständig (Straub et al. 2020). Wenn man die Zukunft der Psychologie in den Blick nimmt, sollte man alle diese Kräfte nutzen, um die institutionalisierte akademische Psychologie auch künftig ein wenig aufmischen zu können. Auch die philologischen Fakultäten sind an einer interpretativen Handlungs- und Kulturpsychologie sowie verwandten Ansätzen viel stärker interessiert als an einer experimentellen Sozialpsychologie, ihren schwer reproduzierbaren und obendrein ziemlich lebensfernen, oft trivialen Ergebnissen (obwohl es auch in der experimentellen Sozialpsychologie interessante Ausnahmen gibt, in Gestalt von Anna Sieben noch eine kurze Zeit auch in Bochum). Ich hatte das niemals erwartet, aber bis vor Kurzem durfte ich in einem sogenannten *Think Tank* eines Exzellenzclusters in Berlin mitwirken, und zwar, man traut seinen Ohren nicht: in der Archäologie. Es hört auf den Namen TOPOI.

5 Nomologisch oder sozialkonstruktivistisch? Eine Standardübung für Studierende!

Aglaja Przyborski: Mich würde jetzt noch mal interessieren: Wie würdest du den Mainstream definieren, der als Begriff geläufig und auch in unserem Gespräch gefallen ist? Und wo liegen die Trends für die Zukunft, auch außerhalb des Mainstreams?

Jürgen Straub: Ich bin zurückhaltend, was den Gebrauch dieses Prädikators »Mainstream« angeht – und immer vorsichtiger geworden. Das hat mit dem zu tun, was ich schon angedeutet habe. Ich glaube, man sollte sich in Acht davor nehmen, zu sehr das zu machen, was Gruppen wechselseitig fast immer tun: die andere Seite sehr stark homogenisieren und zugleich abwerten. Mit dem sogenannten »Mainstream« geschieht genau das, mitunter in einer doch auch peinlichen Weise.

Allerdings glaube ich, dass es immer noch richtig und wichtig ist, den »Mainstream«, wenn man das Etikett verwenden möchte, methodologisch zu definieren, so wie wir es in Erlangen gemacht haben. Da war klar, der »Mainstream« ist eine methodologische Position und methodische Orientierung: Die Psychologie hat eine nomologische oder nomothetische Wissenschaft zu sein wie alle anderen Naturwissenschaften auch. Basta. Das muss man dann genau ausformulieren, was es im Einzelnen bedeutet. Das braucht man heute gar nicht mehr selbst machen, das kann man leicht aus überlieferter Literatur übernehmen. Diese kritische Arbeit wurde weitestgehend erledigt, in Erlangen, Berlin und anderswo. Die Verwechslung vermeintlicher Naturgesetze mit sprachanalytisch wahren Behauptungen über logische bzw. semantische Zusammenhänge aufzudecken, war eine der Standardübungen für Studierende in Erlangen. Die mussten herausfinden, wo es in »empirischen Arbeiten« tatsächlich um kontingente empirische Zusammenhänge geht, oder aber um sprachanalytische Wahrheiten. Psychologie als Naturwissenschaft ist, dem eigenen Ideal zufolge, in der Methodologie und Methodik experimenteller Forschung konstituiert. Das Experiment (oder Quasi-Experiment) als bevorzugte Methode dient dem übergeordneten Ziel, Gesetzaussagen treffen zu können, allgemeine Aussagen über Beziehungen kausaler Natur. Weil es strikt deterministische Ursache-Wirkungs-Beziehungen selten gibt im Feld des Psychischen und des Sozialen, ist man mit der schwächeren Variante korrelationsstatistisch abgesicherter, probabilistisch begründeter Aussagen zufrieden. Das ist, würde ich sagen, das wesentliche Definitionskriterium. So versteht sich der »Mainstream«.

Genau diese dogmatische Setzung bedeutet eine erhebliche Einschränkung des Blickfeldes und des als »wissenschaftlich« geltenden Handelns. Man blendet alles aus, was interpretative Wissenschaften auf theoretisch und methodologisch bestens begründete Weise faktisch tun. Wer zum Beispiel handlungsleitende soziale Normen empirisch zu rekonstruieren versucht, sucht weder nach deterministisch noch probabilistisch for-

mulierten Naturgesetzen. Solche Normen sind niemals universell und unumstößlich, und statistische Regelmäßigkeiten sind etwas anderes als soziale Regeln (dazu und zu anderen Handlungstypen und Typen der Handlungserklärung Straub 1999, 2021b). Die Psychologie ist in weiten Teilen keine nomologische Wissenschaft. Leider halten die meisten Kolleg*innen an dieser etwas verbohrtten Auffassung fest, selbst wenn einschlägige Forschungsprogramme und etablierte Vorgehensweisen aus systematischen Gründen scheitern – wie etwa die sogenannte »Replikationskrise« gezeigt hat, aber auch viele Argumente aus der klassischen Sozialpsychologie des Experiments belegen. Da nützen selbst Datenfälschungen – wie sie in jüngerer Zeit bekannt geworden sind – und andere Manipulationen, die das Ethos der Wissenschaften untergraben, bekanntlich auch nichts mehr.

Das wesentliche Definitionskriterium für den Mainstream ist epistemologischer, methodologischer Art. Die zeitabhängigen, kontingenten Allianzen mit bestimmten inhaltlichen Ausrichtungen sind dann eher nebensächlich. Ob sich die naturwissenschaftliche Psychologie mit der Neurobiologie bzw. den Neurowissenschaften gemein macht oder mit den Kognitionswissenschaften, ist sekundär – wenngleich in der Forschungsförderung alles andere als unwichtig. Der definitorische Kern dessen, was den sogenannten »Mainstream« der Psychologie ausmacht, ist vielleicht noch durch ein paar Zusatzüberlegungen zu bestimmen, die zum Beispiel den Status normativer Aussagen betreffen. Auch diesbezüglich gilt allerdings, dass man Neutralitätsgebote in Wertfragen oft predigt, um sie dann bedenkenlos zu unterlaufen. Man denke etwa an solche hoch ideologischen Unternehmungen wie die »Positive Psychologie«.

6 Zukunftsträchtig? Innovative Forschungsprogramme und kritische Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen!

Aglaja Przyborski: Wohin geht die Reise? Wie schaut es aus in zwei oder drei und wie in 20 oder 50 Jahren?

Jürgen Straub: Für längere Zeitperspektiven würde ich mich zu keiner Prognose hinreißen lassen. Ich gehöre zu jenen, bei denen begründete Skepsis gegenüber Vorhersagen im Feld der Geschichte tief verankert ist. Voraussicht im Sinne sicherer Prognosen ist nicht immer ein sinnvolles wissenschaftliches Ziel. Oft bleibt uns lediglich die Möglichkeit des verstehenden Erklärens *post festum*. Das ist zwar spät, aber in philosophischer und wissenschaftlicher Sicht nur dann *zu* spät, wenn man sichere Voraussagen in unserem Geschäft für möglich und notwendig hält.

Aglaja Przyborski: Das habe ich mir gedacht.

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

Jürgen Straub: Nun, die Zukunft ist einfach abhängig von kontingentem menschlichen Handeln und Entwicklungen, die niemand schon kennt und kennen kann. Dabei kommt es nicht allein auf Politik und Organisation an. Differenzierte Forschungsprogramme mit Intelligenz und Ausdauer verfolgen und sie mit interessanten Ergebnissen beenden, das dürfte über die Zukunft auch der heute eher randständigen Ansätze in der Psychologie entscheiden. Ohne solche Anstrengungen werden sie wohl noch marginaler oder sterben aus – sonst vielleicht nicht unbedingt, wer weiß. Man braucht förderliche institutionelle Rahmenbedingungen *und* kreative Ideen sowie ein bisschen Mut zur Abweichung – ein anderes Wort für Originalität. Dafür müssen sich Menschen bereit erklären und nach Kräften einsetzen.

Aglaja Przyborski: Das finde ich sehr schön und kommt bei mir an als Aufbruchsstimmung nach wie vor, Ärmelhochkrepeln, Mitgestalten!

Jürgen Straub: Noch etwas zu ergänzen ist mir wichtig. Ich habe vor ein paar Monaten bei einem »Tag der Kulturpsychologie« mitgemacht, den vor allem Herbert Fitzek an einer Hochschule für Management, der BSP Business and Law School Berlin, organisiert hat. Meike Watzlawik, Jaan Valsiner und ein paar andere bekannte Kolleg*innen haben das Tagesprogramm gestaltet. Gegen Abend habe ich, schon reichlich erschöpft, in einer Podiumsdiskussion gesagt, dass ich es bedauerlich (und auch ein wenig peinlich) finde, dass es bis heute nicht ein einziges Buch gibt, in dem auf wirklich systematische Weise verschiedene alternative Ansätze in der Psychologie miteinander verglichen und beurteilt werden, nach ausgewiesenen, wohl bedachten Kriterien. Es fehlen uns kritische Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen, und zwar solche, die ihren Namen wirklich verdienen. Auch davon hängt die Zukunft dieser Nische ab. Das heißt: Es kommt auch auf die präzise Artikulation von Differenzen an, etwa im Feld einer wahrlich heterogenen »Kulturpsychologie«. Konkurrenz belebt nicht nur das Geschäft, sondern sorgt, wenn sie gründlich genug ausgetragen wird, auch für Fortschritt. Wir scheuen solche Auseinandersetzungen zu sehr. Man denke zum Beispiel daran, dass wir es mit Müh und Not geschafft haben, endlich einmal eine halbwegs sorgfältige Beschäftigung mit Boeschs Werk hinzukriegen (vgl. die Beiträge in Straub et al. 2020). Aber das ist natürlich lediglich ein Tropfen auf den heißen Stein. Es nützt nichts, dass man Ernst Boeschs oder Jerome Bruners, Patricia Greenfields oder Jessica Benjamins Arbeiten toll findet. Man sollte schon Gründe für diese Wertschätzung anführen. Das gilt für spezielle Ansätze und dann für die Kulturpsychologie insgesamt, die aus einzelnen Ansätzen besteht und nicht ein vages Gesamtgebilde darstellt.

Den schönen und informativen Handbüchern, die wir bereits haben oder die im Entstehen begriffen sind, sollten sich ein paar kritische Beschäftigungen miteinander hinzugesellen. Das wäre zukunftssträchtig, Zitätchen von Zitätchen und höfliche, all-

zu höfliche Gesten sind es dagegen nicht. Die Zukunft unseres Gesamtunternehmens hängt nicht zuletzt davon ab, dass es gelingt, neben dem Mainstream eine lebendige, produktive, interessante, wissenschaftlich hochwertige Psychologie zu platzieren, zu etablieren und zu betreiben, in der das Gespräch mit Vertretern*innen des Mainstreams ebenso normal geworden ist wie die wechselseitigen Kritiken und selbstkritischen Auseinandersetzungen in diesem heterogenen Feld selbst. Immer nur zu stammeln: »Wir sind eigentlich zwar die Besseren, aber keiner guckt hin!«, ist auf Dauer etwas eintönig und einlullend.

Aglaja Przyborski: Ich muss das jetzt so zusammenfassen, dass, wenn man Jürgen Straub bittet, in die Kristallkugel zu schauen, man als Antwort ein Säckchen voller Aufgaben bekommt, die zu erledigen sind.

Jürgen Straub: Nicht verkehrt. Wenn man ein paar von diesen wichtigen Aufgaben erledigt, dann hat das Unternehmen auch Zukunft. Sonst braucht man darüber nicht mehr allzu lange zu reden.

7 Psychotherapie: Gesellschaftliche Praxis und Praxis der Gesellschaft

Aglaja Przyborski: Und nun noch das letzte Thema: Das Verhältnis Psychologie und Psychotherapie.

Jürgen Straub: Ich mache das mal an einem erfolgreichen Beispiel deutlich, allerdings in einer sehr begrenzten Sicht auf dieses komplexe Thema. Dieses Beispiel ist die bereits erwähnte International Psychoanalytic University Berlin, die Psychologiestudiengänge anbietet, in denen psychoanalytisches und psychologisches Wissen und Können vermittelt werden. Diese Universität, die sich im Schwerpunkt der Psychoanalyse verschrieben hat, integriert auf derzeit vielleicht einmalige Weise die von dir angesprochenen Zweige. Dabei gibt es auch Forschungsprojekte, in denen subjekt- und sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Perspektiven eng verbunden sind. Wenn etwa Benigna Gerisch – in der Zusammenarbeit mit Vera King und Hartmut Rosa – ihre klinischen Erfahrungen einbringt, dann lässt sich über »Aporien der Perfektionierung« oder »Optimierung« ganz anders reden und nachdenken, als wenn man keinen Zugang zur diagnostischen, therapeutischen bzw. psychoanalytischen Praxis hat. Solche Dinge machen ein gleichermaßen forschungs- und praxisnahes Psychologiestudium außerordentlich interessant. Über nicht-intendierte psychosoziale Folgen der Selbstvermessung oder des Self-Trackings etwa lässt sich viel mehr sagen, wenn man seine

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion von wissenschaftlichen Miniaturen ...«

Empirie auch in der besagten Praxis verankern kann. Der Freud'sche Grundgedanke einer Koinzidenz von Forschungs- und Anwendungszusammenhang ist keineswegs veraltet, sondern, recht verstanden und methodisch kontrolliert umgesetzt, hochaktuell und attraktiv. Dazu braucht es forschungsaffine Psychotherapeut*innen, forschende Psychoanalytiker*innen, offene Beratungseinrichtungen usw.

Aglaja Przyborski: Ausgezeichnet. Ich darf erwähnen, dass dies ein Gedanke ist, den ich mich bemühe, für unsere Psychotherapieforschung und -ausbildung an der Bertha von Suttner-Universität fruchtbar zu machen. Dort werden im Psychotherapie- und künftig auch im Psychologiestudium psychotherapier**e**levante Themen, wie du sie eben skizziert hast, behandelt, auch im Rahmen von empirischen Qualifikationsarbeiten, die rekonstruktive Verfahren einsetzen.

Jürgen Straub: Aus der Beobachtung der klinischen, therapeutischen, psychoanalytischen oder beraterischen Praxis Forschungen zu generieren, die letztlich gesellschaftlich allgemein relevante Themen aufgreifen, ist übrigens lediglich die eine Seite. Es geht hier nicht nur um einen kleineren Kreis von Menschen, die stärker leiden als andere und deswegen professionelle Hilfe in Anspruch nehmen. Was in der erwähnten, vieltgliedrigen Praxis geschieht, geht uns alle an. Die andere, ebenso spannende Seite ist sodann, dass dieser ganze Bereich der Psychoanalyse, Psychotherapie und Beratung etc. natürlich selbst ein gesellschaftlich höchst relevantes Phänomen bildet, das in einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektive, die nicht aus diesem Feld selber kommt, in all seiner Vielschichtigkeit erkundet und reflektiert werden muss. Zeitdiagnostische Stichwörter wie »Psychologisierung«, die »Therapie«- oder die »Beratungsgesellschaft« zeigen das ja an. Erfreulicherweise gibt es dazu eine ganze Reihe eindrucksvoller Forschungen, vor allem wohl in der Soziologie (z. B. von Sabine Maaßen oder Stefanie Duttweiler), aber auch in der Geschichtswissenschaft (z. B. von Maik Tändler).

Aglaja Przyborski: Wie stellen wir eigentlich so etwas wie Psychotherapie als Gesellschaft her, auf der Makro- und Mikroebene? Und was ist das eigentlich für eine eigentümliche Praxis? Sehr wichtige Fragen, in der Tat.

Jürgen Straub: Die bleiben übrigens noch jahrzehntelang relevant, weil der Export der Psychoanalyse und Psychotherapie nicht so einfach vonstattengeht im globalen Maßstab – und dort, wo er erfolgt und erfolgreich ist, die analytischen und therapeutischen Konzepte und Verfahren durchaus verändert (wobei diese ja mitunter ohnehin schon durch außereuropäisches Wissen und Können beeinflusst sind). Was wir da vor uns haben, ist eine historisch ungeheuer voraussetzungsvolle kulturelle und soziale Praxis, in der sich Subjekte formieren und umgestalten, ihre (unbewussten) Affekte zu

durchschauen und zu kontrollieren lernen und vieles mehr. Dazu gäbe und gibt es viel zu sagen, viel mehr natürlich, als dass Psychotherapie eine Art säkularisierte Nachfolge der katholischen Beichte darstelle, eine Umgestaltung des Bekenntnis- und Geständniszwangs (Michel Foucault, Alois Hahn u. a.) in ent-moralisierten Gesprächsräumen, in denen sich Menschen aus-sprechen, artikulieren, reflektieren und bereits im Setting verändern können.

Das ist eine sehr voraussetzungsvolle Praxis. Was tun wir da eigentlich, was geht da vor sich? Was geschieht genau in diesen für viele moderne Gesellschaften wohl überlebenswichtigen Artikulations- und (Be-)Handlungsräumen? Extrem spannend wird es nicht zuletzt dann, wenn sich der Eindruck verhärtet, dass traditionelle therapeutische Anliegen, die auf die Förderung des Erlebnis- und Handlungspotenzials partiell autonomer Subjekte abzielen, beinahe unmerklich in die Nähe von Praktiken der exzessiven (Selbst-)Optimierung geraten (Straub 2019, 2020), in denen niemand mehr hinreichend kapiert und kontrolliert, was da eigentlich abläuft (wie bei der Selbstvermessung, beim Self-Tracking etc.). Mit solchen Fragen befasst sich der Mainstream der Psychologie übrigens ein bisschen weniger als unsereins. Es geht bei diesem ganzen Themenkomplex eben nicht nur um die in quantitativen, methodisch kontrollierten Evaluationsstudien nachgewiesene Effektivität einzelner psychoanalytischer bzw. psychotherapeutischer Verfahren – oder darum, was man in solchen Zusammenhängen eigentlich unter »Effektivität« verstehen soll.

Aglaja Przyborski: Dem stimme ich zu und würde gern gleich weitergehen – dennoch schlage ich jetzt eine Pause vor. Wir haben bestimmt bald neue Gelegenheiten, unser Gespräch fortzusetzen.

Literatur

- Boesch, Ernst E. 2021. *Musik, Sprache und die Sehnsucht nach dem Paradies*. Ausgewählte Schriften zur Handlungs- und Kulturpsychologie. Hrsg. und eingeleit. v. Jürgen Straub. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bohnsack, Ralf. 2021. *Rekonstruktive Sozialforschung: Eine Einführung in qualitative Methoden*. 10. durchgesehene und überarbeitete Auflage Leverkusen-Opladen: utb.
- Heidegger, Martin. 1927. *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin. 1978 [1947]. »Brief über den ›Humanismus.« In ders., *Wegmarken*, 11–360. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Holzkamp, Klaus. 1993. *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Koselleck, Reinhart. 1985 [1968]. »Der Zufall als Motivationsrest der Geschichtsschreibung.« In ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 158–75. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Postert, Andre und Christoph Hanzig. 2017. »Wir haben dafür zu sorgen, dass die Aussonderung differenziert geschieht.: Hans Thomae und die Begutachtung junger Menschen während des Zweiten Weltkriegs.« *psychosozial* 39 (5): 83–95.

»Niemand verlangte von mir die kumulative Produktion »wissenschaftlichen Miniaturen ...«

- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. 2021. *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 5. überarbeitete und erweiterte Auflage. Oldenbourg: De Gruyter.
- Straub, Jürgen. 1993. *Geschichte, Biographie und friedenspolitisches Handeln. Biographieanalytische und sozialpsychologische Studien auf der Basis von narrativen Interviews mit Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlerinnen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Straub, Jürgen, Hrsg. 1998. *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Straub, Jürgen. 1999. *Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Straub, Jürgen. 2010. »Lerntheoretische Grundlagen [interkultureller Kompetenz].« In *Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz? Theorie, Methoden und Praxis in der Hochschulausbildung*, hrsg. v. Arne Weidemann, Jürgen Straub und Steffi Nothnagel, 31–98. Bielefeld: transcript.
- Straub Jürgen. 2019. *Das optimierte Selbst. Kompetenzimperative und Steigerungstechnologien in der Optimierungsgesellschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Straub, Jürgen. 2020. *Vom Prothesengott zur Psycho-Prothese. Über Psychotherapie und Selbstoptimierung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Straub, Jürgen. 2021a. »Wissenschaftliche Innovation und Wissenschaftsorganisation oder: das allmähliche Erscheinen qualitativer Methoden in der Psychologie. Für Günter Mey zum 60. Geburtstag.« In *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden*, hrsg. v. Marc Dietrich, Irene Leser, Katja Mruck, Paul Sebastian Ruppel, Anja Schwentesius und Rubina Vock, 395–406. Wiesbaden: Springer VS.
- Straub, Jürgen. 2021b. *Psychologie als interpretative Sozial- und Kulturwissenschaft. Menschenbild, Wissenschaftsverständnis und theoretische Programmatik*. 2 Bände. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Straub, Jürgen. 2022. *Verstehendes Erklären. Sprache, Bilder und Personen in der Methodologie einer relationalen Hermeneutik. Schriften zu einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Straub, Jürgen, Pradeep Chakkarath und Sebastian Salzmann, Hrsg. 2020. *Psychologie der Polyvalenz. Ernst E. Boesch's Kulturpsychologie in der Diskussion*. Bochum: Westdeutscher Universitätsverlag.
- Straub, Jürgen, Sandra Plontke, Paul Sebastian Ruppel, Birgit Frey, Flora Mehrabi und Judith Ricken, Hrsg. 2020. *Forschendes Lernen an Universitäten. Prinzipien, Methoden, Best-Practices an der Ruhr-Universität Bochum*. Wiesbaden: Springer VS.

Die Autorin

Aglaja Przyborski, Prof. Dr. habil., Dipl.-Psych., hat eine Professur für Psychotherapie an der Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten inne. Sie ist niedergelassene Psychotherapeutin und Lehrtherapeutin. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen: Entwicklung qualitativer, rekonstruktiver Methoden (Gesprächsanalyse, Dokumentarische Methode, Bildinterpretation), Kulturpsychologie, Medientheorie und Digitalisierungsforschung, Psychotherapie- und Beratungsforschung, Milieu- und Kulturforschung, Vermögens- und Familienforschung sowie Stadtforschung und -beratung. Ihre Monografie *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch* (gemeinsam mit Monika Wohlrab-Sahr) ist kürzlich in der 5. Auflage erschienen.

Kontakt: Prof. Dr. habil. Aglaja Przyborski, Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten, Campusplatz 1, 3100 St. Pölten, Österreich; E-Mail: Aglaja.Przyborski@suttneruni.at

Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie

Alexandre Métraux im Gespräch mit Alexander Nicolai Wendt

Journal für Psychologie, 30(1), 48–68

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-48>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Welche Bedeutung hat phänomenologisches Denken in der Psychologie? Diese Frage lässt sich nicht ohne den Blick sowohl in die komplexe Geschichte der Psychologie als Disziplin als auch der phänomenologischen Bewegung beantworten. Das Gespräch versucht eine angemessene Perspektive zu finden, wobei die Hintergründe der sogenannten phänomenologischen Orientierung in der Psychologie zur Sprache kommen. Von der Geistesgeschichte geht das Gespräch zur grundsätzlicheren systematischen Frage über, welchen Beitrag die Phänomenologie leisten kann. Während die Beschreibung der Erfahrungswelt als ihre Stärke betont wird, bleibt sie ihrerseits ergänzungsbedürftig, denn Phänomenanalysen allein können den Gegenstandsbereich der Psychologie nicht vollständig erschließen. Das Gespräch endet mit dem Blick auf mögliche Ergänzungen der psychologischen Forschung. Die Ansätze der Phänomenologie, beispielsweise von Shaun Gallagher, erweisen sich als nicht unproblematisch. Als Alternative wird die Psychologin Jan Smedslunds angeführt, die die psychologische Theoriebildung auf ihre Redundanz mit lebensweltlichen Gewissheiten überprüft.

Schlüsselwörter: Phänomenologie, Wissenschaftstheorie, Wissenschaftsgeschichte, Phänomenologische Psychologie, phänomenologische Bewegung

Summary

On the Phenomenological Orientation in Psychology

Alexandre Métraux in Conversation with Alexander Nicolai Wendt

What is the influence of phenomenological thinking in psychology? An answer to this question requires both considering the complex history of psychology as a discipline and the phenomenological movement. The dialogue tries to find an appropriate perspective, in which the background of the so-called phenomenological orientation in psychology is discussed. From intellectual history, the conversation moves to the more fundamental, systematic plain of the contribution phenomenology can make to psychology. It is emphasised

that phenomenology provides an elaborated approach especially for the description of the world of experience. However, it needs to be supplemented because phenomenal analyses alone cannot fully meet the subject area of psychology. The conversation ends with a look at possible additions to psychological research. The approaches of phenomenology, for example, by Shaun Gallagher, prove to be not unproblematic. Jan Smedslund's psycho-logic, which examines the redundancy of psychological theory formation with real-world certainties, is mentioned as an alternative.

Keywords: Phenomenology, theory of science, history of science, phenomenological psychology, phenomenological movement

Zu Alexandre Métraux

Alexandre Métraux studierte Philosophie, Psychologie und Staatsrecht an der Universität Basel. Nach der Promotion 1973 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg tätig. Derzeit ist er Assoziiertes Mitglied der Archives Henri Poincaré an der Université de Lorraine. Métraux war Mitherausgeber der Zeitschrift *Science in Context*. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Wissenschaftsgeschichte, insbesondere die Geschichte der Hirn- und Nervenforschung im 18. und 19. Jahrhundert. Ferner ist er Herausgeber zweier Bände der gesammelten Werke Aron Gurwitschs (in Vorbereitung).

Zum Interview

Den Hintergrund des verschriftlichten Dialogs bilden eine Reihe von persönlichen Zwiesgesprächen zu verschiedenen Gelegenheiten über den Lauf der letzten Jahre. Der Kontakt besteht seit Frühling 2018 in einem lebendigen Austausch an verschiedenen Orten der Stadt Heidelberg. Der vorliegende Text ist nach persönlicher Absprache abwechselnd geschrieben worden.

Alexander Nicolai Wendt: Ich möchte unser Gespräch mit einer Anekdote aus meiner Studienzeit beginnen. Weil sie kaum vergangen ist, lässt sich vielleicht davon sprechen, dass sie eher eine Brücke in die Vergangenheit schlägt, als selbst schon zur Vergangenheit zu gehören. Jedenfalls ist uns Studentinnen und Studenten an der Universität Heidelberg in den ersten Semestern dank der damals noch in Baden-Württemberg erhobenen Studiengebühren von 500 Euro ein Kopierkontingent von 1.000 Seiten pro Semester zugestanden worden. Statt es für den Semesterapparat zu verwenden, schau-

te ich mich in der schon zu dieser Zeit, also vor etwa zehn Jahren, eher vereinsamten Bibliothek des Psychologischen Instituts auf der Suche nach Anregungen um. Auf der rechten Seite stieß ich auf ein Regal mit der Signatur V, dessen Bände im Durchschnitt noch um einige Jahrzehnte älter zu sein schienen als die sie umgebenden.

Die Texte, die ich vorfand, faszinierten mich unmittelbar und sollten mein psychologisches Forschen für die folgende Zeit prägen. Den Ordner, in dem ich meine Kopien abgeheftet habe, besitze ich noch heute. In ihm findet sich auch ein Sammelband mit dem Titel *Leibhaftige Vernunft*, herausgegeben von Alexandre Métraux und Bernhard Waldenfels. Dies ist der erste Moment gewesen – also im ersten Semester meines Studiums im staubigsten Teil der Institutsbibliothek –, in dem ich Ihrem Namen begegnet bin.

Im folgenden Jahrzehnt sollten sich die Gelegenheiten häufen, in denen ich dem Namen Métraux begegnete. Der Grund dafür ist mein Interesse an der Denkart gewesen, die ich einfachheitshalber »phänomenologische Psychologie« nennen möchte. Sie bot mir eine Schnittstelle zwischen meinen psychologischen und philosophischen Interessen und ist mir inzwischen zu einem Herzensanliegen geworden. Umstande halber handelt es sich bei dieser Denkart jedoch um etwas, das ich bisher eigentlich nur aus der Retrospektive begutachten konnte. Drastischer gesagt: In Deutschland scheint die phänomenologische Psychologie ausgestorben zu sein. Ich halte dies nicht nur für einen Verlust, sondern auch für ein Anzeichen für die Verfassung der gesamten Disziplin, über die wir uns in diesem Gespräch einmal grundsätzlich austauschen möchten.

Das Milieu der akademischen Psychologie scheint mir in der Vergangenheit mehr Spielraum geboten zu haben. Amedeo Giorgi spricht beispielsweise davon, dass in den 1920er Jahren in Deutschland allein fünf Paradigmen der holistischen Psychologie bestanden haben, nämlich die Gestaltpsychologie, der Personalismus Sterns, die Ganzheitspsychologie Krügers, die phänomenologische Experimentalpsychologie von Katz und Sprangers Verstehenspsychologie (vgl. Giorgi 2009, 23). Mir geht es weniger darum zu behaupten, dass diese Darstellung akkurat oder vollständig sei. Eher geht es mir um den Kontrast zur paradigmatischen Monokultur der zeitgenössischen Psychologie. Sie scheint mir nach der »Amerikanisierung der Psychologie«, die Sie bereits 1985 attestiert haben, alternativlos auf dasjenige eingeschränkt zu sein, was sich als »Operationalismus« (Herzog 1992) bezeichnen lässt.

Alexandre Métraux: Zunächst zum Kern dessen, was in Ihrem Statement anklingt: die phänomenologische Psychologie. Im Grunde ging es C.F. Graumann und mir damals um die phänomenologische *Orientierung* in der Psychologie. Eine *andere* Psychologie zu skizzieren, gleichsam eine selbstständige Abteilung oder Richtung innerhalb des Fachs, hatte ich jedenfalls nicht im Sinn, und wenn mich nicht alles täuscht, war das auch bei Graumann der Fall. So betrifft die von Amedeo Giorgi vorgeschlagene

ne Aufzählung der fünf Paradigmen der holistischen Psychologie etwas anderes; sein Verzeichnis bildet gleichsam ein Analogon zu Edna Heidbreder's Liste der sieben Psychologien (Heidbreder 1933).

Welches Programm Graumann verfolgt hat, davon weiß ich nach wie vor recht wenig. Und dass ich nach dem Beginn der Arbeit am Psychologischen Institut in Heidelberg eher mit der phänomenologischen Orientierung in dem Bereich (oder hieß das damals »Abteilung«? – ich erinnere mich nicht) »Sozial- und Theoretische Psychologie« beschäftigt war, verdankt sich, im Rückblick betrachtet, der Verkettung günstiger Umstände, und nicht einem vorab festgelegten, taktisch anpassungsfähigen Karriereplan. Ich hatte vor Abschluss der Promotion einiges von Maurice Merleau-Ponty gelesen, etliches wirklich studiert, Edmund Husserls Schriften waren mir leidlich bekannt, Max Scheler hatte ich gelesen – nebst philosophischen und psychologischen Schriften anderer Autoren, die in einem Studium mit Promotionsabschluss zu lesen waren.

Ich hatte reichlich Glück. Hans Kunz, bei dem ich Psychologielehrveranstaltungen belegt hatte und der mein Interesse für Merleau-Ponty kannte, riet mir, Graumann anzufragen, ob denn Texte dieses französischen Phänomenologen (nennen wir ihn der Einfachheit halber einfach so) für seine Reihe (die *Phänomenologisch-psychologischen Forschungen*) überhaupt infrage kämen. Ja, doch – so kam es zu einem ersten Gespräch, ein Editionsplan wurde ausgearbeitet, der Verlag wurde unterrichtet, ein Übersetzungsvertrag kam zustande, ich setzte mich an die Arbeit. Noch vor der Promotion fragte mich Graumann dann, ob ich bei ihm in Heidelberg arbeiten wollte. Ich sagte zu und war damit in seine Abteilung als Angehöriger des Mittelbaus und für die phänomenologische Orientierung in der Psychologie zuständig aufgenommen. Statt aber mit Husserl oder einem Vertreter der Münchener Phänomenologie, zum Beispiel Alexander Pfänder, oder sogar mit Merleau-Ponty, eine Lehrveranstaltung zu gestalten, nahm ich mir Lewin vor, so auch den kleinen Aufsatz über Kriegslandschaft (Lewin 1917) – das ist ein sehr beschreibender, oder eigentlich: ein nur beschreibender Text, in dem die Beschreibung dessen, was auf dem Schlachtfeld geschieht, unmittelbar in die Analyse dessen, was geschieht, eingebaut ist.

Und dann fragte mich Graumann eines Tages, ob ich beim Projekt der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie mitmachen würde. Und wieder sagte ich zu. Es wurde zuerst die Architektur des Beitrags, dann die Arbeitsteilung festgelegt. Und wieder ging es nicht um Berühmtheiten der Phänomenologie, sondern zuerst um Wilhelm Schapp, ferner um Aron Gurwitsch, natürlich wurde auch Merleau-Ponty nicht übergangen, wenigstens in unseren Planungsgesprächen nicht. Es sollte jedoch für die Psychologie als akademisches Forschungsfach zugänglich sein. Anders gesagt: Es ging um metatheoretische Überlegungen und um Vorschläge, wie man methodisch auch noch, und nicht, wie man methodisch nur so vorgehen könne. Nicht Graumann, nicht

mir ist je eingefallen, den Forschenden irgendetwas vorzumachen oder irgendetwas nahezu legen. Es handelte sich um ein Angebot, was übrigens mitunter missverstanden wurde, denn es gab Leute, die meinten, wir würden etwas vorschreiben wollen und Propaganda für eine andere Psychologie treiben.

Ich versuche, an einem Beispiel darzulegen, warum ein Ansatz, eine methodologisch begründete Verfahrensweise in dem damaligen Beitrag in den Vordergrund gerückt wurde.

Adhémar Gelb und Kurt Goldstein haben im Rahmen ihrer Großstudie über neuropsychologische Ausfälle 1924 einen Artikel über Farbennamenamnesie veröffentlicht. Im Mittelpunkt dieser Studie stand ein Patient Th., dessen Störung von den Autoren so charakterisiert wurde – ich lasse beim Zitieren die Zeilenumbrüche der Publikation außer Acht, wird eine Stelle laut zitiert, gibt man ja wohl nicht an, wo ein neuer Abschnitt beginnt –, also: »Eine außerordentlich schwere Störung zeigte sich, wenn der Patient 1. gezeigte Farben benennen und 2. ihm genannte Farben auswählen sollte« (Goldstein 1971, 64). Der Patient konnte dagegen Farbreize (kolorierte Gegenstände) behänd mit Farbmustervorlagen, etwa mit Holmgren'schen Wollsträhnen, vergleichen und chromatisch richtig zuordnen. Die von Alarik Frithiof Holmgren (o.J. [1877]) entworfene, für Pigmentvergleiche geeignete chromatische Skala¹ stammt ursprünglich aus der Erforschung der Farbenblindheit und hatte damals mit der Diagnose amnestischer Störungen nichts zu tun, wie dies dagegen bei Gelb und Goldstein der Fall war. Das alles bedeutet, dass Th. keinerlei Störung der Retina oder des *tractus opticus* aufwies – seine Störung war zerebral, durch einen kriegsbedingten »Eindringling« in Gestalt eines Granatsplitters verursacht, der durch den Schädelknochen ins Gehirn eingedrungen war.

Nun schloss Gurwitsch aus der sowohl klinisch wie auch neuropsychologisch angelegten Studie der beiden Autoren, dass die Farbennamenamnesie des Patienten Th. im Rahmen der phänomenologischen Erkenntnistheorie gut anwendbar sei. Er hatte aus Husserl'schen Quellen die Unterscheidung zwischen eidetischer Gleichheit (oder Gleichwertigkeit) und sinnlicher Gleichheit (oder Gleichwertigkeit) abgeleitet. Damit meinte er Folgendes: Die Vielheit von Bäumen wird in der kognitiven Einstellung, für die der Begriff »Baum« leitend ist, anders definiert als die Vielheit von Bäumen in anschaulicher Einstellung, das heißt im unmittelbaren Wahrnehmen vieler Bäume. Im ersten Fall haben wir es (vereinfacht gesagt) mit einer Idee des Baums zu tun, meinte Gurwitsch, und bei gegebener Idee des Baumes sind universell alle Bäume gemeint: die versteinerten, alle in der Jetztzeit als real bestimmten und alle virtuellen Bäume (also auch Bäume, die in 137 Jahren zwölf Jahre alt sein werden). Gurwitsch meinte dann auch, dass der Patient Th. nicht mehr in der Lage sei, die abstrakte Einstellung einzunehmen, also die Einstellung, die für den kognitiven Umgang mit abstrakten Begriffen, mit Wesenheiten, mit platonischen Ideen entscheidend ist. Der Umstand, dass er Rot-

töne lediglich als eine Vielfalt ähnlicher Farbtöne, nicht aber als reelle Vertreter der Rote als solcher wahrnehme, sei nachgerade als Beweis für die Richtigkeit der von Husserl getroffenen Unterscheidung anzusehen.

Nur vergaß Gurwitsch eine neuropsychologisch wichtige Sache. Gelb und Goldstein waren sich ziemlich sicher, dass Th. an Farbensamenamnesie litt. Dieser Feststellung fehlte jedoch die letzte (diagnostische) Evidenz, es hätte sich auch um Farbenamnesie handeln können. Dieses klinische Detail hat Gurwitsch gar nicht erwähnt. Und doch ist es wichtig. Denn sowohl bei der Farbensamenamnesie wie auch bei der Farbenamnesie ist die abstrakte Einstellung beschädigt, wobei keine Verhaltensbeobachtung und keine Variation des Farbwahrnehmungstests hier hätte weiterführen können. Weiterführen konnten nur neurologische Untersuchungen. Womit auch gezeigt wäre, dass die (phänomenologische) Beschreibung früher oder später an Grenzen stößt, die sie ohne Hilfe aus anderen Quellen nicht überwindet.

Schon dieses Beispiel belegt, dass die phänomenologische Orientierung in der Psychologie – und das heißt doch auch: dass die beschreibende Vorgehensweise in der Psychologie – schon deshalb keine Schule, kein in sich geschlossenes, autonomes Forschungsprogramm, keinen Zweig des akademischen Faches »Psychologie« bildet, da sie an Grenzen ihrer Machbarkeit stößt und sich mal bald, mal später als ergänzungsbedürftig erweist. Das ist ein Aspekt, den Graumann und ich 1977 hätten deutlich artikulieren müssen. Es wären dann womöglich nicht diverse Missverständnisse geäußert worden, die Graumann in späteren Beiträgen namhaft gemacht hat (Graumann 1988, 2002). Auch Giorgi hat sich ausführlich mit den Missverständnissen befasst und sie im Einzelnen beschrieben. In einem Wort: Das vorhin erwähnte Beispiel macht deutlich, dass es nicht um eine neue, eine andere, den *Mainstream* abweisende Psychologie ging, sondern um einen epistemologisch begründeten Vorschlag zur Ergänzung der ansonsten verwendeten Methoden.

Alexander Nicolai Wendt: Ich möchte einen Gedanken an Ihre Feststellung der Ergänzungsmöglichkeit oder sogar -bedürftigkeit anschließen: Das Verhältnis zwischen Phänomenologie und Psychologie ist nichts weniger als einfach. Auf der einen Seite sind sie geistesgeschichtlich ineinander verwachsen. Das zeigt sich bereits daran, dass es Schnittmengen der Gründungsfiguren gegeben hat. So lehrte Franz Brentano, der den phänomenologischen Schlüsselbegriff der Intentionalität für das 19. Jahrhundert wiederentdeckt hat, in Wien Psychologie. Sein Schüler Carl Stumpf, eine Schlüsselfigur der Phänomenologie, schuf in Berlin die Voraussetzungen für die Gestaltpsychologie. Doch auf der anderen Seite stehen die dezidierten Abgrenzungsbemühungen. So ist Psychologie in der phänomenologischen Transzendentalphilosophie lediglich Propädeutik einer eidetischen Wesensanalyse, weswegen in ihr die Anerkennung wissenschaftlich eigenständiger Experimentalforschung schwerfällt.

In dem, was Waldenfels die »Heterodoxie« (Waldenfels 1987, 47) innerhalb der französischen und damit auch der gesamten Phänomenologie nennt, sind auch verschiedene Formen des psychologisch-phänomenologischen Bezugs angelegt: »Ist für die Freiburger-Perspektive des späten Husserl die Psychologie blosses Durchgangsstadium zur transzendentalen Phänomenologie, so für die Münchener-Perspektive Pfänders und seiner Schüler die Phänomenologie nur eine Methode der Psychologie« (Herzog 1992, 272). Die Schlüsselfrage, die sich im Anschluss stellt, scheint mir, welche Spielart der Phänomenologie für die psychologische Forschung am fruchtbarsten ist. Die Denkart, die dem bereits erwähnten Hans Kunz nahegelegen zu haben scheint, ist wohl die sogenannte Gegenstandsphänomenologie, die charakteristisch mit Alexander Pfänder in Verbindung steht, dessen Arbeit auf eine »verstehende Psychologie« hinausläuft.

Die Antwort, die mir naheliegt, ist, dass die Stärke der Phänomenologie in ihrem Pluralismus besteht und sie durch ihn für die psychologische Theoriebildung attraktiv wird. Damit will ich sagen, dass ich es als Schwäche der Theorie in der zeitgenössischen Psychologie erachte, auf Vereinheitlichung der Erklärungsmuster hinauszulaufen. Dagegen könnte phänomenologische Psychologie ein Antidot sein. Mit einem Bild von Herbert Spiegelberg lässt sich der Beitrag der Phänomenologie als Rasierpinsel demjenigen von Ockhams Rasiermesser gegenüberstellen (Spiegelberg 1971, 657).

Was ich mit diesen Ausführungen sagen will, ist, dass die Ergänzung keine Last der Vermittlung sein muss, sondern auf beiden Seiten das Motiv der komplizierten Beziehung zwischen Phänomenologie und Psychologie sein könnte. Sowohl kann die phänomenologische Orientierung durch die weiteren Denkformen im psychologischen Diskurs ergänzt werden als auch andersherum. Aber das wird am besten an der Geschichte ihres Verhältnisses deutlich. Könnten Sie Ihre Ideen über das Ergänzungsverhältnis an einem weiteren Beispiel vertiefen und einige für Sie nach wie vor gültige Schlüsse daraus ziehen?

Alexandre Métraux: Gerne. Zuvor antworte ich auf Ihre soeben entwickelten Gedanken, ohne Tiefgang in die Geistesgeschichte seit Franz Brentano. Ich hatte keinerlei Ahnung, und habe keine Ahnung, welche Spielart der Phänomenologie die psychologische Forschung befruchten könnte. Die vorhin gestellte Frage beruht auf der Idee, dass die Phänomenologie (Husserls oder Pfänders oder Merleau-Pontys oder einer anderen schöpferisch-denkenden Person) die psychologische Forschung bereichern könne, wenn sie denn wirklich auf die Psychologie angewandt würde. Wäre die psychologische Forschung ein wirklich einheitliches Unterfangen, wären die Fragestellungen der Psychologie tatsächlich miteinander so zu verknüpfen, dass sie Einheitlichkeit der Problemstellungen und Einheitlichkeit der Zielsetzungen verrieten, wäre die Anwendungsidee abstrakt noch nachvollziehbar. Bei einem derart heterogenen Fach wie der Psychologie kann ich dem Anwendungsgedanken nur wenig abgewinnen. Vielmehr ist

es angebracht, aus der Problemlage eines Forschungsprojekts heraus selbst nach Wegen und Mitteln zu suchen, die zur Problemlösung beizutragen vermögen. Diese Mittel können aus der Logik, der Methodologie, der Statistik, der Beschaffung von Instrumenten und Apparaturen usw. stammen, warum nicht auch aus blendenden Gedanken, die einer phänomenologischen Abhandlung, einem Abschnitt aus einer Arbeit Hilary Putnams oder einem Text Sigmund Freuds entnommen sind (sofern man nicht von Anfang an lieber Scheuklappen aufsetzt und im gewohnten Trott weitermacht). Um an dem von Ihnen erwähnten Bild Spiegelbergs anzuknüpfen: Rasierschaum überdeckt viel, wo es darauf ankäme, präzise zu sehen, was der Fall ist, um dann fallgerecht zu agieren, und dies unabhängig von der Denkrichtung und der Tradition, an der man sich orientiert.

Nun zu dem Beispiel, um das ich gebeten bin. In dem Beitrag von 1977 erwähnten Graumann und ich das Phänomen des Phantomglieds. Wenn man sich mit den unzähligen Fällen von Phantomgliedern auch nur ein wenig vertraut macht, eröffnet sich einem ein Forschungsbereich, der schon unter dem *psychologischen* Gesichtspunkt einige nicht unerhebliche Fragen aufwirft. Ich lasse den neuropathologischen Aspekt der Phantomglieder vollständig außer Acht und nehme nur den deskriptiven Aspekt der Phantomgliederphänomene in den Blick, und zwar so, wie sich diese Phänomene den klinisch untersuchten und medizinisch behandelten Personen sowie dem ärztlichen Personal darbieten. Das heißt: Die neurologischen und neuropathologischen Erklärungsversuche spielen in unserem Gespräch keine Rolle, es geht um Gelebtes und Beobachtetes.

Was liegt bei Phantomgliedern vor? Im Text von 1977 wiesen Graumann und ich auf ein Paradox der Phantomgliederfahrung hin. Nach Amputationen bildet sich unter Umständen ein phantomartiger Ersatz des amputierten Körperteils. Der nicht mehr anwesende Körperteil schmerzt oder kribbelt, wird (erlebnismäßig) in Bewegung versetzt. Man hat auch festgestellt, dass Personen mit einem Phantombein aufstehen und sich weg vom Bett bewegen wollen, dann aber stürzen. Paul Schilder berichtet sogar von Fällen, bei denen Körperteilphantome auch ohne vorherige Amputation entstanden sind (Schilder 1923, 66; ein Fall aus jüngerer Zeit Canavero et al. 1999).

Es existiert ein Gegenphänomen – die Nichtwahrnehmung der Amputation. Das führt bei Personen, denen ein Bein amputiert wurde, wiederum zum Sturz. Sie fallen hin, weil sie kein Fehlen des Beins mehr erleben.

Ich lasse, wie angedeutet, die Erklärungsversuche für diese Phänomene außer Acht. Es geht mir hier nur um die Erlebensweise. Fragt man Menschen mit Phantomgliedwahrnehmung, wie sich das Phantom anfühlt, berichten sie beispielsweise, dass der gespürte Unterarm direkt mit der Schulter verbunden ist. Oder sie berichten von einem gestreckten oder geknickten Finger. Im Fall der Anosognosie meinen sie, der Körper sei unversehrt. Entscheidend ist nun für unser Gespräch: Ohne die von den Betroffenen mitgeteilten Erlebnisse wüssten wir nichts von Phantomgliedern, wüssten wir nicht, wie

sich solche Körpergespensterteile anfühlen, wüssten wir nicht, ob diese Phantome einfach lahm sind oder als bewegte empfunden werden. Und in jeder Einzelbeobachtung ist die amputierte Person selbst das *Messinstrument*. Wird mitgeteilt, der Phantomarm sei kleiner als der Arm vor der Amputation, dann ist damit eine Messung vollzogen worden, gleichviel, ob wir die Messung als grob, als subjektiv, als kaum verwertbar, ja sogar als Täuschung beurteilen. Und meint jemand, das Bein sei noch da, obwohl es weg ist, ist auch das eine Messung, auf einem niedrigen Skalenniveau, aber auf einem psychologisch unverzichtbaren Niveau.

Als Wahrnehmungen – man kann dazu auch »Sinnerfahrungen« sagen – in der Psychologie als Forschungsobjekte anerkannt wurden, ging es nicht nur um die klassischen fünf Sinne, sondern auch um Interozeption und Propriozeption. Man kann das auch so formulieren: Wer Gustav Theodor Fechners Psychophysik als eine der Hauptsäulen der modernen Psychologie auffasst, kommt nicht darum herum, Körperempfindungen (Schmerzen, Lageempfindungen, Juckempfindungen usw.) anzuerkennen, auch wenn der Autor der *Elemente der Psychophysik* im zweiten Band seines Werkes (Fechner 1860, 377ff.) nur allgemeine Prinzipien der inneren Psychophysik skizziert hat. Und wie in der äußeren Psychophysik ist und bleibt die Versuchsperson Teil der Messprozeduren insgesamt, denn ohne ihre Angaben lässt sich gar nicht feststellen, ob beispielsweise eine Lichtquelle im Vergleich zu einer anderen Lichtquelle als gleich hell, weniger hell oder heller gesehen wird, wobei wir jetzt das Verbum »sehen« nicht anders aufzufassen brauchen als im Alltagsleben. Oder: Ohne die Beteiligung der Versuchsperson als Teil der Messprozeduren lässt sich eben nicht eruieren, ob ein Körper von 500 Gramm im Vergleich zu einem Körper von 1.000 Gramm als doppelt so schwer beurteilt wird oder nur ungefähr als doppelt so schwer oder als um ein Drittel schwerer.

Alexander Nicolai Wendt: Und welcher Schluss lässt sich daraus ziehen oder welcher vorläufige Schluss?

Alexandre Métraux: Man könnte sich in Anbetracht der Tatsache, dass Versuchspersonen Teil der Messprozeduren sind, mit der Frage der Umkehrung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses befassen, sozusagen nebenbei, als Herausforderung an das Nachdenken, oder an die wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit den Grundlagen der Psychologie, und nicht nur der phänomenologischen Orientierung in der Psychologie.

Denn zuallererst waren Lichteindrücke, Gewichtseindrücke, Härteeindrücke, Farbeindrücke, Entfernungseindrücke gegeben, bevor man Metriken, Maßstäbe, Skalen entwickelte. Wie lange hat es denn gedauert, bis ein Gelehrter auf den Gedanken kam, Lichtempfindungen nicht als Kontinuum aufzufassen, sondern als Einzelreizungen der Retina, die eine gewisse Dauer aufweisen, also auch einander überlappen, wenn Licht-

strahlen in rascher Folge auf die Netzhaut treffen? Es dauerte, bis der im Alter von nicht einmal 25 Jahren in die Akademie der Wissenschaften zu Paris als Mitglied aufgenommene Patrice d'Arcy (1768) die Frage aufwarf, warum er an einem Rad, an das mehrere Lichtquellen angebracht waren, bei Stillstand des Rades abzählend genauso viele Lichtquellen sah, wie an dem Rad angebracht waren, bei Drehung des Rades ab einer bestimmten Drehzahl jedoch einen leuchtenden Ring. Das Rad hatte sich ja physisch nicht verändert, die brennenden Fackeln (das waren die Lichtquellen) hatten sich gegenseitig nicht verbrennen können (was ja mühelos festzustellen war, nachdem das Rad wieder in seine anfängliche Ruhelage gebracht worden war). Hätte sich d'Arcy diesen Fragen nicht gestellt, hätte er die unterschiedlichen Wahrnehmungen des Rades nicht miteinander verglichen, also auch beurteilt und in mitteilbarer Form sich gemerkt, hätte er die Dauer von Lichteindrücken auch gar nicht messen können, oder messen wollen. Wie man solche Feuer- oder Lichtringe produzierte, das war den Bühnentechnikern des 16., des 17. und auch des 18. Jahrhunderts bekannt. Das heißt, die Bühnentechniker, gewiefte Handwerker mit umfassenden pyrotechnischen Kenntnissen, wussten, dass es sich bei der Wahrnehmung von Lichtringen nicht um optische Täuschungen einzelner Personen handelte, sie unterhielten sich ja über das Phänomen, sie gaben Wissensbestände weiter, es gab sogar Handbücher für Pyrotechnik (Feuerwerke, leuchtende Bühneneffekte und so weiter), es ging also um ein intersubjektiv bestätigtes Phänomen, für das es keine Erklärung gab – oder von einer solchen ist mir nichts bekannt, jedenfalls habe ich in den Primärquellen keine Erklärung für die von der Retina verursachte Überlappung rasch aufeinander folgender Lichtreizungen gefunden.

Wie bei diesem Fall ging es, und geht es nach wie vor, in der psychologischen Forschung zu. Getestet oder gemessen wird nicht die durchschnittliche Schrittgeschwindigkeit von Versuchspersonen, bei denen es keine Rolle spielt, was sie sehen und wie sie sich fühlen, sofern man keine unabhängige Variable nebst der reinen Lokomotionsaufgabe mituntersucht. In der Psychologie wird ja auch nicht getestet und gemessen, wie lange eine bestimmte Menge markierter Flüssigkeit bei 1.000 zufällig ausgesuchten Probandenpersonen im Körper bleibt, bis die Flüssigkeit erstmals im ausgeschiedenen Urin feststellbar ist. Vielmehr werden Gefühle und Urteile und Wahrnehmungen und ich weiß nicht was alles untersucht, Phänomene also, deren Existenz oder Erlebensdimensionen von Versuchspersonen irgendwie signalisiert oder mittelbar kundgetan werden müssen (durch Drücken eines Hebels oder eines Gummiballens oder sonst einer geeigneten Vorrichtung, selbst wenn diese Vorrichtung das Mundwerk ist). In jedem Einzelfall ist die Versuchsperson dann Teil der ganzen Mess- oder Testprozedur.

Folglich kann man nicht nur bei Phantomgliedern und der Dauer optischer Empfindungen, sondern auch bei Emotionen, Erinnerungen, Absichten und so fort auf den Umstand hinweisen, dass es zuerst, originär, einer Kundgabe durch Personen bedarf,

und zwar *vor* der Bestimmung der unabhängigen Variablen, auf die man es forschungs- halber abgesehen hat.

Dass gerade die originäre Vorgegebenheit von Gefühlen, Absichten, Erinnerungen, Beurteilungen, Empfindungen, Wahrnehmungen stillschweigend hingenommen, weil unterstellt wird, ist kaum überraschend. Sie ist längst in das Repertoire allgemeiner Voraussetzungen der Psychologie eingegangen. Seitdem die Dauer optischer Netzhaut- reizungen durch einfallende Lichtstrahlen als Forschungsgegenstand bestimmt wurde, braucht man die zuvor gemachten Erfahrungen der als Kontinuum wahrgenommenen getrennten Lichtquellen ab einer bestimmten Frequenz der Reizungen nicht mehr zu thematisieren. Wenn jedoch die Forschung es mit neuen Fragestellungen zu tun hat, oder wenn sie frühere Fragestellungen revidiert und umformuliert, dann scheint mir das Innehalten und die Reflexion auf die Rolle der Erfahrungen der Versuchspersonen (aber auch der Versuchsleiterinnen und -leiter) unumgänglich zu sein.

Alexander Nicolai Wendt: Dass die Erfahrung der Versuchspersonen *als* Erfahrung und nicht nur *als* vermeintlich naturkausales Geschehnis ernst genommen wird, scheint mir Kernbotschaft der Phänomenologie an die Psychologie zu sein. Doch diese Bot- schaft zu vermitteln ist keine triviale Aufgabe.

Eine der letzten größeren Veröffentlichungen zur phänomenologischen Psycholo- gie ist mittlerweile 30 Jahre alt. Ich spreche von dem bei Asanger herausgegebenen Band *Sinn und Erfahrung*, den Herzog und Graumann (1991) zusammengestellt haben. In seinem Aufsatz über das »problematische Verhältnis« zwischen Phänomenologie und Psychologie schreibt Graumann über die damalige Lage in der Wissenschaft, die sich bis heute in gewisser Hinsicht noch nicht wesentlich verändert hat:

»Inzwischen hat sich die Psychologie nach ihrem eigenen Verständnis erneut gewandelt, vom »behavioralen« zum »kognitiven« Paradigma, und bietet vor allem mit der Konzeption mentaler Prozesse als Informationsverarbeitungsvorgänge der Diskussion mit der nach wie vor am Bewußtsein interessierten Phänomenologie neue Themen und neue Angriffs- flächen« (Graumann 1991, 26).

Das Verhältnis zwischen Phänomenologie und Kognitivismus scheint mir die psycho- logiehistorische Gretchenfrage für das Schicksal der phänomenologischen Psychologie zu sein – und auch für den Erfolg der oben genannten Botschaft. Die Kritik der Phäno- menologinnen und Phänomenologen erster und zweiter Generation, sei es Husserl oder Merleau-Ponty, hat sich logischerweise auf die damals verfügbaren Ansätze psycholo- gischer Forschung beschränkt. Die kognitive Wende fällt hingegen in einen Zeitraum, in dem sich der psychologische Diskurs bereits – insbesondere methodologisch – vom philosophischen entfernt hatte. Mein rekonstruktives Verständnis dieser Lage ist, dass

die Phänomenologie in ungeklärtem Verhältnis zum Kognitivismus stand. Ein Zeugnis dieser Ambivalenz gibt der Bericht des psychologisch interessierten spanischen Phänomenologen Javier San Martín (1995). Er spricht von seinen Hoffnungen, die er auf die Befreiung vom Behaviorismus durch den Kognitivismus vereint hatte, um bei genauerer Betrachtung entsprechende Ansätze wegen ihrer konstruktivistischen Tendenzen ablehnen zu müssen (vgl. Mercado Vásquez und Wendt 2021).

Der bahnbrechende Erfolg der kognitiven Wende ist das entscheidende psychologiehistorische Ereignis gewesen, das eine Konsolidierung der phänomenologischen Forschung in der Psychologie – also insbesondere die von Ihnen erwähnte Berücksichtigung der Versuchspersonenerfahrung – verhindert hat. Man denke an die prophetische Gewissheit, mit der Allen Newell und Herbert Simon (1972) die Simulierbarkeit des menschlichen Verhaltens behauptet haben. Die Fortschrittsprognose der kybernetischen Ideen ist als attraktive Alternative zur verhältnismäßig schwerfälligen – weil gewissenhaften und gründlichen – phänomenologischen Analyse verfügbar gewesen. Dass sich die Durchschlagskraft des Informationskonzeptes letztlich als geringer herausgestellt hat, ist eine Lektion, die in den Jahren, in denen die Weichen gestellt worden sind, also in den 1960er und 1970er Jahren, nicht geahnt werden konnte.

Wenn wir auf den schwachen Stand der Phänomenologie in der Psychologie der Gegenwart blicken, scheint mir dieser Rückblick zur Erklärung unerlässlich: Es ist der phänomenologischen Psychologie weder gelungen, sich für die Öffentlichkeit der Disziplin klar genug vom Kognitivismus abzugrenzen, noch konnte sie ihm ein vergleichbar aussichtsreiches Gegenangebot an die Psychologinnen und Psychologen entgegensetzen. Weil die kognitivistische Verheißung bisher allerdings weitgehend ausgeblieben ist und Erscheinungen wie die Replikationskrise vielmehr auf eine Krise hindeuten, könnten sich die Voraussetzungen für die Phänomenologie in der Zwischenzeit geändert haben – aber das ist nur mein persönlicher Hoffnungsschimmer.

Alexandre Métraux: Welche Perspektiven sehen Sie, die diese Hoffnung rechtfertigen?

Alexander Nicolai Wendt: In der jüngeren Auseinandersetzung der philosophischen Phänomenologie mit den sogenannten Kognitionswissenschaften finden wir den Versuch, neue Wege für die gegenseitige Beeinflussung zu eröffnen. Ob dieser Versuch gelingt oder vielmehr alte Wege neu entdeckt werden, ist eine strittige Frage. Gallagher (2003) unterscheidet drei Formen, einen phänomenologischen Beitrag zur Psychologie zu leisten. An erster Stelle nennt er die sogenannte Neurophänomenologie. Dabei handelt es sich, um es grob zusammenzufassen, um eine durch den Chilenen Francisco Varela angeregte qualitative Forschungsmethode, in der Probandinnen und Probanden in der Selbstbeschreibung geschult werden. Sie werden daraufhin wiederholt durch die Beschreibung eines ihrer Erlebnisse begleitet, wobei kontinuierlich detaillierte Selbst-

analysen angestrebt werden. Diese immer wieder mit der Arbeit der Würzburger Denkpsychologie verglichene Forschungsart ist eng mit der sogenannten Naturalisierung der Phänomenologie (*naturalizing phenomenology*) verbunden.

Gallagher (2003) spricht zweitens von indirekter Phänomenologie (*indirect phenomenology*), die Ergebnisse der Psychologie inhaltlich auswertet. Das bedeutet, dass sie keinen direkten Einfluss auf den Forschungsprozess nimmt, sondern alternative Interpretationsangebote erzeugt. Es muss kaum ergänzt werden, dass diese Form der Beziehung peripher bleibt. Dementsprechend verhält sich auch Gallagher skeptisch zu ihr.

Die dritte Option ist, was Gallagher *front loading* nennt. Damit ist gewissermaßen das Gegenteil zur indirekten Phänomenologie gemeint. Nicht sollen Ergebnisse interpretiert, sondern Theorien generiert werden. Gleichsam wird die Phänomenologie der empirischen Forschung vorangestellt, um sie zu komplementieren. Eine echte Verzahnung findet allerdings nichts statt, was mir der kritische Punkt zu sein scheint: Die Experimentalmethodologie bleibt einzige Aufgabe der Phänomenologie.

An meinen letzten Worten lässt sich schon erkennen, dass ich dieser Aufteilung skeptisch gegenüberstehe. Ich denke, dass Phänomenologie mehr beitragen kann als theoretische Vorarbeit. Wer den psychologischen Diskurs der Gegenwart kennt, weiß, dass dieser der Theoriebildung, insbesondere aber der Begriffsbestimmung weniger Bedeutung zukommen lässt, als es aus der Warte der Philosophie für Gallagher scheinen mag (vgl. Fiedler 2018). Deswegen denke ich, dass es zur Weiterentwicklung phänomenologischen Denkens in der Psychologie auch der konstruktiven Gestaltung der Methodologie bedarf.

Die notwendige Voraussetzung ist es allerdings, zuvor eine gemeinsame Sprache von Philosophie und Psychologie zu finden. Gallaghers Bemühungen um das *front loading* scheinen mir also nicht nur wegen der mangelnden Bezugnahme auf Methodologie unzureichend, sondern auch, weil die Disparitäten zwischen den Diskursen unterschätzt werden. In der Regel warten Psychologinnen und Psychologen nicht darauf, von vermeintlich überkomplexen philosophischen Theorien korrigiert zu werden. Daher denke ich, dass ein erster Schritt zur Fortsetzung des Projektes einer phänomenologischen Psychologie darin bestehen muss, die Argumentationsweise auf den Stand der empirischen Kognitionswissenschaften auszurichten, ohne dabei die Erkenntnispotenziale der Phänomenologie zu verwässern.

Alexandre Métraux: An Ihren Ausführungen fällt mir auf, dass Sie einerseits von der philosophischen Phänomenologie oder rundweg von der Philosophie sprechen, und andererseits vom Stand der empirischen Kognitionswissenschaft – vom jeweils gegebenen Stand dieser Fachrichtung. Nach meinem Verständnis umfasst die Psychologie etliches mehr als die Kognitionswissenschaft. Die uns beschäftigende Frage – die

Funktion der Phänomenologie insgesamt oder einer Richtung dieses manchmal schwer durchschaubaren Geflechts von Theoremen – müsste konsequenterweise auch auf die übrigen Subdisziplinen und Subsubfächer der Psychologie gemünzt werden. Nehmen wir dennoch nur die empirische Kognitionswissenschaft in den Blick.

Ich habe verschiedene Artikel aus dem Bereich der empirischen Kognitionswissenschaft daraufhin untersucht, was von den Erfahrungen der Versuchspersonen selbst mitgeteilt ist. In etwa der Hälfte der Artikel war Shaun Gallagher, in den übrigen Marc Jeannerod als Autor oder Mitautor genannt. Ausgegangen bin ich von zwei Beiträgen Gallaghers, in denen er sich für eine innovative Phänomenologie stark gemacht hat. Gallagher (Gallagher 2003; Gallagher und Sørensen 2006) erwähnte in diesen Artikeln einige für ihn positive Beispiele der, wie man sagen könnte, phänomenologisch reformierten Kognitionswissenschaft (in Gestalt der Neuropsychologie). An diesen als paradigmatisch erklärten Beiträgen war Jeannerod als Autor beteiligt. Ich habe mich somit eng an den Rahmen gehalten, in dem sich Gallagher mit seinen Ausführungen zu Jeannerods Untersuchungen bewegt hat.

Im Kontext des *front loading*, auf das Sie zuvor als die dritte Möglichkeit der Reform der Kognitionsforschung hingewiesen haben, stellte sich Gallagher der Frage, wie die aus Selbsterfahrung und Beschreibung erhaltenen Daten im Hinblick auf die Formulierung eines Forschungsproblems zu verwenden seien. Sollen die Äußerungen von Personen, die auf ihre Erlebnisse reflektieren, unverändert übernommen und verwertet werden? Sollen die Personen, deren Äußerungen verwertet werden, geschult werden, damit sie wirklich das mitteilen, was sie erlebt haben? Wie geht man mit alltagspsychologischen Deutungen um, die sozusagen hinterrücks in die Äußerungen der Personen eingehen, die über ihre inneren Zustände berichten? Doch diese Frage, auf welche die methodologischen Überlegungen hinauslaufen, bleibt unbeantwortet (Gallagher und Sørensen 2006, 131), wodurch der Eindruck entsteht, es werde fleißig gedroschen, nur weiß man nicht, was.

Ich vermisse bei Gallagher gerade dort, wo es um die Beschreibung von Bewusstseinsinhalten, also (untechnisch gesprochen) um die Beschreibung von Dingen geht, die einem im Kopf stecken oder plötzlich auffallen, auch nur ein einziges Beispiel einer derartigen Bewusstseinsbestandsaufnahme; ich vermisse Hinweise auf die Vorgehensweise bei der Schulung von Personen, die zu beschreiben dann die Aufgabe haben, was ihnen gerade durch den Kopf geht; ich vermisse Hinweise darauf, ob die Berichte von mehreren Personen gedeutet werden oder nur von einer Person, sagen wir: vom Versuchsleiter. Und was das Erleben von Versuchspersonen während eines von Jeannerod und Mitarbeitenden durchgeführten Experiments angeht, so reduziert es sich auf das Ausfüllen eines Fragebogens, also auf das Ankreuzen vorgegebener Antworten. Das ist im Grunde das Gegenteil dessen, was Gallagher fordert. So teile ich auch Ihre Bedenken, sofern sie Gallagher betreffen.

Indes, auch Ihr Ansatz scheint mir ergänzungsbedürftig. Sie beklagen, wenn ich Sie richtig verstehe, den Umstand, dass die heutigen Zustände in der Psychologie nicht mehr so sind wie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das Fach für die Philosophie noch ein offenes Ohr hatte. Belehrungen aus der Ecke der Philosophie sind nutzlos – das ist Ihre Diagnose, die sich in Anbetracht der Sympathiestufe 0 der Psychologie für das andere Fach stellen lässt. Eine Änderung der Argumentationsweise könnte etwas Positives bewirken. Dahinter verbirgt sich der Gedanke, dass ein von der Psychologie getrennter Diskurs existiert, in dem Themen der Phänomenologie (als einer philosophischen oder quasi-philosophischen Richtung) verhandelt werden – ein Diskurs, der dann an den Diskurs der akademischen Psychologie angeschlossen wird. Wäre dem nicht, bräuchte doch die Frage nicht gestellt zu werden, ob die Argumentationsweise (ich nehme erneut an: der Phänomenologie) auf den Stand der empirischen Kognitionswissenschaft gehoben werden möchte.

Will man irgendetwas in der Psychologie bewirken, sind Fachkenntnisse allemal erforderlich. Und da aus der Psychologie heraus nach Korrekturen gesucht wird, weil das Fach enttäuscht oder ein X für ein U vormacht oder was auch immer, hält man sich innerhalb des psychologischen Diskurses auf. Dann ist es unerheblich, was Leute, die nicht in der Psychologie arbeiten, über das Verhältnis des Subjekts zu den Bewusstseinsobjekten so alles gemeint haben. Natürlich kann man außerhalb der Psychologie nach klugen Anregungen Ausschau halten. Und hat man solche Anregungen gefunden, dann integriert man sie in Forschungsprojekte, schaut, ob sie etwas taugen oder nicht; wenn sie nichts taugen, sucht man nach anderen Anregungen – oder man findet Anregungen im eigenen Kopf. Ist es dann noch wichtig, ob *in Übereinstimmung* mit einem Philosophem Husserls oder mit dem irgendeines abtrünnigen Phänomenologen operiert wird? Und ist denn der Name, das Etikett, das einem Vorschlag, einem Einfall, der Übernahme eines Gedankens, eines Arguments, einer Methode auferlegt wird, entscheidend? Ich habe mit (und von meinem Freund) Anselm Strauss gelernt, dass es bei teilnehmender Beobachtung in einem Krankenhaus ratsam ist, die Ergebnisse der Beobachtung durch mehrere forschende Personen deuten zu lassen, um nach etlichen Durchgängen der deutenden Bearbeitung zu Kernkategorien zu gelangen, die der Theoriebildung zugrunde liegen. Aber diese Prozedur ist nicht generalisierbar, wenn es beispielsweise um Körperempfindungen nach schwerwiegenden Herzproblemen geht. Und wenn es um solche Körperempfindungen geht, ist der Gang durch die Schule guten Beobachtens vollends absurd.

Alexander Nicolai Wendt: Ich erkenne in Ihrer Argumentationsweise eine phänomenologische Intuition. Während ich mich darauf eingelassen habe, metapsychologisch über wissenschaftstheoretische Verhältnisse zwischen Forschungsarten nachzudenken, besinnen Sie sich auf die Sachen – und die Sache der Psychologie entscheidet in letzter

Instanz über die Frage, die uns hier beschäftigt. Das bedeutet für mich, dass der Beitrag der Phänomenologie sich daran bemisst, ob das Verständnis des psychologischen Phänomenbereichs vertieft oder präzisiert wird. Dafür können philosophische Theoriegebäude keine Gewähr geben. Der Besinnung auf die Sachen selbst kann ich folglich nur beipflichten.

Konkret möchte ich daraus schlussfolgern, dass phänomenologische Psychologie eben Psychologie sein muss. Es reicht nicht aus, philosophische Reflexionen über die Psyche anzustellen. Zugleich muss allerdings gefragt werden, was es denn überhaupt bedeutet, dass diese Disziplin »Psychologie« heißt. Sie sprachen von einem »Geflecht von Theoremen«. Jetzt müssen wir mit Blick auf die alte Frage nach der »Einheit der Psychologie« allerdings fragen, ob es sich um ein zusammengehöriges Geflecht handelt oder um Wildwuchs unterschiedlicher Forschungstraditionen.

Ich will daher eine Idee von Dieter Münch in Erinnerung bringen, die er 2002 im *Journal für Psychologie* zum Thema der Einheit der Psychologie veröffentlicht hat. Ähnlich wie schon Vygotskij vor ihm schlug Münch in seinem Aufsatz eine »konkrete Psychologie« vor. Dazu nur zwei kleine Textfragmente: »Die konkrete Psychologie orientiert sich an den Anforderungen des Alltags. Dort interessiert das Verhalten von Menschen, ihre Emotionen, Ansichten und Probleme, die erklärt und verstanden sein wollen« (Münch 2002, 56). Dann:

»In einem ersten Zugriff läßt sich sagen, daß das Ziel der konkreten Psychologie darin besteht, daß ein Mensch ein Verhalten, ein Problem, eine Emotion usw. in sein natürliches kognitives Klassifikationssystem bringt. Falls es dort nicht untergebracht werden kann, muß ein neues Kategoriensystem aufgebaut werden« (ebd., 57).

Münchs Vorstoß ist leider Entwurf geblieben, weswegen ich seine Methodologie hier nicht weiter vorstellen kann. Doch es geht mir um etwas anderes. Münch spricht nämlich davon, dass die konkrete Psychologie die Einheit der Disziplin durch eine anthropologische Fundierung gewährleisten kann. Diese Fundierung ordnet er nun aber in den phänomenologischen Diskurs ein. Sie sehen, worauf ich hinauswill. Phänomenologie muss meines Erachtens nicht anstreben, eine Subdisziplin zu sein, sondern einen konstruktiven Beitrag zur theoretischen Psychologie zu leisten. Sie kann dabei helfen, den Überblick zu behalten. Mit ihrer Hilfe begreifen wir, welche Flechten da verflochten sind. Dass das nicht ohne Fachkenntnis gelingen kann, sehe ich genauso wie Sie.

Vielleicht betone ich wissenschaftstheoretische Konflikte zwischen vermeintlich einheitlicher »Kognitionspsychologie« und alternativer Forschung mehr, als Sie es tun würden. Doch darüber lässt sich streiten – und das ist gut! Denn die Phänomenologie ist pluralistisch und der »phänomenologische Streit« (Scheler 1986, 391ff.) ist eine epistemische Stärke, keine Schwäche.

Alexandre Métraux: Selbstredend gibt es außer der phänomenologischen Orientierung, um die Formulierung aus dem Artikel von 1977 erneut zu verwenden, einige Ansätze, die das übliche Prozedere der akademischen Psychologie unbesehen hinzunehmen *nicht* bereit sind. So zum Beispiel die Psychologik Jan Smedslunds (1997, ix und passim). Dieser erfahrene Psychologe – ich bin es seit Langem nicht mehr, was in Erinnerung gerufen werden muss – hat etliche Theorien daraufhin untersucht, inwiefern sie alltägliches Erfahrungswissen nicht etwa auf dessen Wurzeln oder Entstehungsbedingung zurückführen, sondern experimentell nur nachentdecken, doch dabei so tun, als handle es sich um wirklich neue Erkenntnisse in Gestalt methodisch abgesicherter Forschungsergebnisse.

Smedslunds Ausgangspunkt ist denkbar einfach. Es wird in den Wissenschaften gemeinhin unterschieden zwischen zufälligen, empirisch bedingten, synthetischen Aussagen einerseits und notwendigen, analytischen, apriorischen Aussagen andererseits. Wird beispielsweise ausgesagt, dass krankhafte Zustände pathologisch sind, handelt es sich um eine Aussage des zweiten Typs: Man braucht kein Medizinstudium hinter sich zu haben, um solche Aussagen zu treffen, denn sie spiegeln allgemein verfügbare, bereits bestehende Wissensbestände wider. Nicht anders verhält es sich bei der Aussage, in Armut lebende Menschen besäßen meistens kein Bankkonto oder bestenfalls eins, mit dem sie aufgrund des niedrigen Stands nicht viel auszurichten vermöchten. Man braucht wiederum kein Studium in Volkswirtschaft hinter sich zu haben, um die Aussage zu treffen. Somit wäre es unnütz, eine Untersuchung über den Besitz von Bankeinlagen in Armut lebender Menschen zu initiieren. Bei zufälligen, empirisch bedingten, synthetischen Aussagen dagegen handelt es sich um solche, die zwischen zwei voneinander unabhängigen Variablen eine nicht bekannte Kausalbeziehung bilden. Da die Kausalbeziehung unbekannt ist, lässt sie sich auch nicht aus allgemein verfügbaren Wissensbeständen ableiten. Fragt man dagegen – um das Beispiel der in Armut lebenden Menschen zu ergänzen –, wie häufig armutsbedingte Austritte aus Kirchengemeinschaften in einem europäischen Land oder in einer bestimmten Gegend innerhalb eines bestimmten Zeitraums zu verzeichnen sind, ergibt sich die Antwort auf diese Frage erst durch eine entsprechende Analyse, die den Zusammenhang zwischen den beiden Variablen aufklärt.

Die von Smedslund getroffene elementare Unterscheidung ist weder etwas Neues noch erheischt ihre Einsicht anhaltende Anstrengungen. Sie scheint aber unter ausgebildeten, in der psychologischen Forschung tätigen Personen nicht immer beherzigt zu werden. Das ist übrigens auch der Grund, warum Smedslund vor sinnlosen Forschungsvorhaben warnt:

»Erstens müssen wir die Verschwendung von Zeit, Mühe und Geld vermeiden, die in die *pseudo-empirische* Forschung fließt, das heißt, Versuche, empirisch zu testen, was sich nach begrifflicher Klärung als nicht-empirische Beziehungen herausstellt. [...] Zweitens muss

die konzeptionelle Analyse ein fester Bestandteil jeder Wissenschaft sein. Die Phänomene, die wir untersuchen, erscheinen uns durch unsere konzeptuelle Brille gesehen, und der wissenschaftliche Fortschritt besteht nicht nur aus der Masse empirischer Daten, sondern auch in der Verbesserung des konzeptuellen Apparats zur Organisation und Interpretation von Daten« (Smedslund 1992, 438; Übers. A. M.; Herv. im Orig.).

Nehmen wir als Beispiel eine unlängst veröffentlichte sozialpsychologische Untersuchung, auf die ich zufällig gestoßen bin. Die Leitthese (oder Hypothese) lautet (ich übersetze so eng wie möglich aus dem psychologischen Globish unserer Zeit):

»Es gibt starke Hinweise darauf, dass Menschen *sich schlecht fühlen*, wenn sie gegen ihren Willen einer Gruppe zugewiesen werden [...]. Folglich können Gruppenmitglieder negative Gefühle über ihre Gruppenzuweisung erfahren. Wahrgenommene Unterschiede zwischen Selbst und anderen Gruppenmitgliedern verursachen psychisch als unangenehm erlebte Spannungen [...], und negative Ereignisse, die sich auf das Selbst beziehen, sind Ursache für negative Gefühle« (de Vreeze und Matschke 2019, 81; Übers. A. M.).

Semantisch betrachtet, entpuppt sich die Verkettung dieser Sätze als *a priori* wahre, im Sinne der Logik als analytische Aussagen über bereits Bekanntes. Widerwillig Erlebtes erzeugt ungute Gefühle (es sei denn, wir sprechen von Masochisten), und ungute Gefühle erzeugen als unangenehm erlebte Spannungen. Das weiß man bereits, und man weiß es, bevor die Untersuchung in Gang gesetzt wird. Dass in dem Artikel die Ausgangslage zudem nicht aus persönlichen Beobachtungen oder aus Befragungen von Mitmenschen heraus geschildert, sondern aus früheren Untersuchungen aus dem Bereich der experimentellen Psychologie hergeleitet wird, verdeutlicht den Abstraktionsgrad, den dieses akademische Fach inzwischen erreicht hat – und dies letztlich in konformistischer Angleichung an den *Mainstream*. Bezeichnend dafür ist übrigens auch der Umstand, dass ein Bezug gerade auch auf Nico Frijdas (1988) Standpunkt hergestellt wird – auf einen Standpunkt, den Smedslund (1992) mit gutem Grund abgewiesen hat mit folgendem Argument: Werden die von Frijda formulierten Gesetze hinsichtlich ihrer Form untersucht, erweisen sie sich nicht als empirisch auf Kausalitäten zurückgeführte Gesetzmäßigkeiten, denn sie beschreiben *keine* Beziehungen zwischen logisch unabhängigen Variablen.

Kurzum, ob man in Anlehnung an phänomenologische Prozeduren sich kritisch mit der Ausgangslage psychologischer Forschungsprojekte befasst, ob man Smedslunds Psychologik beherzigt, ob man die Methoden der *Grounded Theory* und ihrer Weiterentwicklung durch Anselm Strauss, und in der nachfolgenden Generation durch Kathy Charmaz oder Adele Clarke (Clarke et al. 2022), nutzt oder ob man einen anderen kritisch-reflektierenden Ansatz wählt, wie beispielsweise den von Jürgen Straub verteidigten (Straub 1999; siehe hierzu auch das Gespräch mit Jürgen Straub in diesem Heft,

26–47), spielt letztlich keine entscheidende Rolle – die Betonung liegt jetzt auf *entscheidend*. Wirklich entscheidend ist vielmehr die längst von Adorno getroffene und nach wie vor geltende Erkenntnis: »[Es] hat sich herumgesprochen, wohin die wissenschaftliche Arbeitsteilung in Schächtelchen führt: zur Verwechslung des methodisch Veranstateten mit der Sache selbst, der Verdinglichung« (Adorno 1973, 397).

Alexander Nicolai Wendt: Ich verstehe Ihre abschließende Aussage als ein Plädoyer für Gegenstandsangemessenheit, dem ich mich vorbehaltlos anschließe. Allerdings finde ich darin erneut den Ausdruck einer phänomenologischen Einstellung. Die Phänomenologie ist auch in der Philosophie oftmals eher als Haltung oder geistige Einstellung denn als Methode beschrieben worden. Das Adorno-Zitat konvergiert frappanterweise mit einem der drei Punkte, die für Max Herzog als »unabdingbare methodologische Voraussetzungen« (Herzog 1992, 508) der phänomenologischen Forschung in der Psychologie gelten, nämlich mit der Losung: »die Sache bestimmt über die Methode« (ebd.). Es ist sicherlich richtig, dass sich diese Haltung nicht nur in der Phänomenologie findet. Selbstverständlich ist es allerdings nicht, dass Psychologinnen und Psychologen heutzutage mit methodologischer Flexibilität arbeiten. Wenn ich von »Haltung« spreche, dann denke ich an Diltheys Idee der Weltanschauung, die die Richtung der wissenschaftlichen Arbeit formt. Für Dilthey waren es Materialismus sowie subjektiver und objektiver Idealismus, die sich unvereinbar und schicksalhaft gegenüberstanden. Dabei will ich mit Blick auf den gegebenen Zusammenhang auf einen Unterschied hinaus, der von Roderick Chisholm (1973) mit den Begriffen »methodism« und »particularism« zum Ausdruck gebracht worden ist. Münch gibt ihn folgendermaßen wieder:

»Der Methodist geht vom Primat der Methode aus. Er wird nur das als Erkenntnis gelten lassen, was bestimmten methodischen Standards entspricht, die zuvor festgelegt wurden. Der Partikularist beginnt demgegenüber bei Wahrheiten, an die zu zweifeln er keinen vernünftigen Grund hat. Er beginnt bei evidenten Urteilen, wie etwa dem, daß es eine reale Welt gibt. Zur Rechtfertigung dieser Urteile benötigt er keine besondere Methode, vielmehr wird er umgekehrt die Methoden auf der Grundlage solcher Urteile entwickeln. Selbstverständlich ist der Partikularist kein Methodenfeind, er bestreitet lediglich, daß die Methode das erste Wort hat« (Münch 2002, 43f.).

Zwischen diesen beiden Haltungen, Methodismus und Partikularismus, liegen psychologische Welten. Die methodologische Freiheit steht im klaren Kontrast zum Formalismus, der gar den Gegenstand aus den Augen zu verlieren droht. Mir scheint nun, dass es einiger Überzeugungsarbeit braucht, um die Psychologie partikularistisch zu betreiben – zumal, weil der Gegenstand der Disziplin streitbar ist, also die »Grundlagen«, von denen Münch spricht, nicht trivialerweise gegeben sind.

Nach meiner Einschätzung kommen wir letztlich darin überein, dass die phänomenologische Art, Psychologie zu betreiben, weder einen Methodismus durch einen anderen ersetzen sollte noch kann. Zugleich sehen wir aber auch, dass die phänomenologische Forschungsweise dort, wo es dem Gegenstand der psychologischen Forschung angemessen ist, einen wesentlichen Beitrag leisten kann. Das gilt einerseits für deskriptive und verstehende, andererseits für die theoretische Psychologie und ihre epistemologischen Hintergründe. Ob es gelingen kann, dieses Potenzial zu realisieren, wird die Zukunft erweisen müssen.

Anmerkung

- 1 Für eine Abbildung siehe: <https://wellcomecollection.org/works/qb73n5gb?wellcomeImageUrl=/indexplus/image/L0058974.html> (Zugriff 09.05.2022).

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1973. *Dissonanzen – Einleitung in die Musiksoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Canavero, Sergio, Vincenzo Onciali, Giancarlo Castellano, Paula Perozzo und Barbara Massa-Micon. 1999. »Painful Supernumerary Phantom Arm Following Motor Cortex Stimulation for Central Poststroke Pain.« *Journal of Neurosurgery* 6 (5): 121–23.
- Chisholm, Roderick M. 1973. *The Problem of the Criterion*. Milwaukee, WI: Marquette University Press.
- Clarke, Adele, Rachel Washburn und Carrie Friese, Hrsg. 2022. *Situational Analysis in Practice: Mapping Relationalities Across Disciplines*. London: Routledge.
- d'Arcy, Patrice. 1768. »Mémoire sur la durée de la sensation de la Vue.« In *Histoire de l'Académie Royale des Sciences. Mémoires de mathématique et de physique. Année 1765*, hrsg. v. d. Academie Royale des Sciences, 439–51. Paris: Imprimerie royale.
- Fechner, Gustav T. 1860. *Elemente der Psychophysik. Zweiter Theil*. Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Fiedler, Klaus. 2018. »The Creative Cycle and the Growth of Psychological Science.« *Perspectives on Psychological Science* 13 (4): 433–38.
- Frijda, Nico. 1988. »The Laws of Emotion.« *American Psychologist* 43 (5): 349–58.
- Gallagher, Shaun. 2003. »Phenomenology and Experimental Design: Towards a Phenomenologically Enlightened Experimental Science.« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9/10): 85–99.
- Gallagher, Shaun und Jesper B. Sørensen. 2006. »Experimenting with Phenomenology.« *Consciousness and Cognition* 15: 119–34.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The Descriptive Phenomenological Method in Psychology*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Goldstein, Kurt. 1971. *Selected Papers/Ausgewählte Schriften*, hrsg. v. Aron Gurwitsch, Else M. Goldstein Haudek und William E. Haudek. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Graumann, Carl F. 1988. »Phenomenological Analysis and Experimental Method in Psychology: The Problem of their Compatibility.« *Journal for the Theory of Social Behavior* 18 (1): 33–50.
- Graumann, Carl F. 1991. »Phänomenologie und Psychologie – ein problematisches Verhältnis«. In *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*, hrsg. von Maximilian Herzog und Carl F. Graumann, 22–42. Heidelberg: Asanger.

- Graumann, Carl F. 2002. »The Phenomenological Approach to People-Environment Studies.« In *Handbook of Environmental Psychology*, hrsg. v. Robert A. Bechtel und Arza Churchman, 95–113. New York: John Wiley & Sons.
- Graumann, Carl F. und Alexandre Métraux. 1977. »Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie.« In *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*, hrsg. v. Klaus Schneewind, 27–53. München: Reinhardt.
- Heidbreder, Edna. 1933. *Seven Psychologies*. New York: Appleton-Century-Crofts, Inc.
- Herzog, Maximilian. 1992. *Phänomenologische Psychologie*. Heidelberg: Asanger.
- Herzog, Maximilian und Carl F. Graumann. 1991. *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften*. Heidelberg: Asanger.
- Holmgren, Frithiof A. o. J. [1877]. *De la cécité des couleurs dans ses rapports avec les chemins de fer et la marine*. Stockholm: Imprimerie centrale.
- Lewin, Kurt. 1917. »Kriegslandschaft.« *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 12: 440–47.
- Mercado Vásquez, Martín und Alexander Nicolai Wendt. 2021. »Phänomenologische Anthropologie und Psychologie im Werk Javier San Martins.« *Phänomenologische Forschungen* 2021 (1): 101–24.
- Métraux, Alexandre. 1985. »Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950–1970.« In *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Mitchell Ash und Ulfried Geuter, 225–51. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Münch, Dieter. 2002. »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen.« *Journal für Psychologie* 10 (1): 40–62.
- Newell, Allen und Herbert A. Simon. 1972. *Human Problem Solving*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- San Martín, Javier. 1995. *Antropología y filosofía. Ensayos programáticos*. Navarra: Estella.
- Scheler, Max. 1986. *Schriften aus dem Nachlass. Band I: Zur Ethik und Erkenntnislehre*. Bonn: Bouvier.
- Schilder, Paul. 1923. *Das Körperschema. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewusstsein des eigenen Körpers*. Heidelberg: Springer.
- Smedslund, Jan. 1992. »Are Frijda's »Laws of Emotion« Empirical?« *Cognition and Emotion* 6 (6): 435–56.
- Smedslund, Jan. 1997. *The Structure of Psychological Common Sense*. New York: Lawrence Erlbaum Associates.
- Spiegelberg, Herbert. 1971. *The Phenomenological Movement. A Historical Introduction*. Nijhoff: Kluwer.
- Straub, Jürgen. 1999. *Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Vreeze, Jort de und Christina Matschke. 2019. »Don't Put Me in This Group: Assignment to Non-Preferred Groups Increases Disidentification and a Preference for Negative Ingroup Information.« *Social Psychology* 50 (2): 80–93.
- Waldenfels, Bernhard. 1987. *Phänomenologie in Frankreich*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Der Autor

Alexander Nicolai Wendt, Dr., ist Lehrbeauftragter an der Universität Heidelberg und Promotionsstipendiat an der Universität Verona. Arbeitsschwerpunkte: Denkpsychologie, phänomenologische Psychologie, Psychologiegeschichte, philosophische Psychologie.

Kontakt: Dr. Alexander Nicolai Wendt, Hauptstraße 47–51, 69117 Heidelberg; E-Mail: alexander.wendt@psychologie.uni-heidelberg.de, www.phi-psy.de

Das Humane oder Posthumane in der Psychologie?

Janina Loh und Ralph Sichler im Gespräch

Journal für Psychologie, 30(1), 69–87

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-69>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Trans- und posthumanistisches Denken hat in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen. Die damit verbundenen Ansätze sind sehr vielfältig, im Zentrum steht eine wie auch immer zu realisierende Transformation der Idee des Menschen und seines Bezugs zur Welt. Das vorliegende Gespräch zwischen Janina Loh und Ralph Sichler ist in diesem gedanklichen Umfeld angesiedelt, wobei Lohs Philosophie sich vor allem aus dem Umkreis des kritisch-posthumanistischen Denkens speist. Der Gedankenaustausch lotet verschiedene Lesarten der Überwindung des traditionellen humanistischen Menschenbilds aus und behandelt mögliche Konsequenzen für die Theorie und Praxis der Psychologie.

Schlüsselwörter: Autonomie, Humanismus, kritischer Posthumanismus, Prozessontologie, Verantwortung, Verstehen

Summary

The Human or Posthuman in Psychology?

Janina Loh and Ralph Sichler in Conversation

Trans- and post-humanist thinking has gained significant weight in recent decades. The associated approaches are quite diverse, the focus is on a transformation of the idea of man and the associated relation to the world. The here presented conversation between Janina Loh und Ralph Sichler is located in this discourse, whereby Loh's philosophy is nurtured primarily by critical-posthumanistic thinking. The exchange of ideas explores different ways of overcoming the traditional humanistic image of man and is concerned with conceivable consequences for the theory and practice of psychology.

Keywords: Autonomy, humanism, critical posthumanism, process ontology, responsibility, understanding

Zu Janina Loh

Janina Loh ist ausgebildete*r Philosoph*in mit Schwerpunkten in der Technikphilosophie und dem kritischen Posthumanismus. Loh hat an der Humboldt-Universität zu Berlin studiert und von 2009 bis 2013 im Rahmen des von der DFG finanzierten Graduiertenkollegs »Verfassung jenseits des Staates: Von der europäischen zur Globalen Rechtsgemeinschaft?« promoviert, betreut durch Volker Gerhardt und Rahel Jaeggi. Die Dissertation *Verantwortung als Begriff, Fähigkeit, Aufgabe. Eine Drei-Ebenen-Analyse* erschien 2014 unter dem Geburtsnamen (Janina Sombetzki) bei Springer VS.

Nach einem dreijährigen Postdoc-Aufenthalt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (2013–2016) war Janina Loh als Universitätsassistent*in (Postdoc) im Bereich Technik- und Medienphilosophie an der Universität Wien (2016–2021). 2018 erschien von Loh die erste deutschsprachige Einführung in den Trans- und Posthumanismus (Junius, 3. Auflage 2020). Eine weitere Einführung in die *Roboterethik* (Suhrkamp) wurde 2019 veröffentlicht. Derzeit arbeitet Janina Loh an einem vierten Buch (in *academic terms* die Habilitationsschrift) zur »Inklusiven Ethik der Gefähr*t*innen-schaft für die Wissensräume«. Seit dem 1. September 2021 hat Loh die Leitung der Stabsstelle Ethik bei der Stiftung Liebenau inne, die auch die Geschäftsführung des dortigen Ethikkomitees sowie des Kooperationskreises Ethik umfasst.

Zu Janina Lohs engeren Forschungsinteressen zählen neben der Verantwortung, dem Trans- und Posthumanismus (insbesondere kritischer Posthumanismus) und der Roboterethik auch das Werk Hannah Arendts, feministische Technikphilosophie, Polyamorie (und Poly-Ethik), Theorien der Urteilskraft sowie Ethik in den Wissenschaften.

Kontaktanschrift: Dr. Janina Loh, Stiftung Liebenau, Leitung Stabsstelle Ethik, Siggenweilerstraße 11, D-88074 Meckenbeuren; E-Mail: janina.loh@stiftung-liebenau.de

Zum Interview

Der Kontakt zu Janina Loh entstand im Kontext einer Projektidee zum Thema »Verantwortung und Gewissen von Führungskräften in der Wirtschaft«. Janina Loh war durch Publikationen zum Begriff der Verantwortung und zur Angewandten Ethik bekannt geworden und arbeitete 2021 am Institut für Philosophie der Universität Wien. Aus dem Projekt wurde nichts, aber der Kontakt bestand. Als ich Janina Loh fragte, ob wir im Rahmen dieser Ausgabe des *Journals für Psychologie* ein Gespräch über die Bedeutung von Humanismus und Posthumanismus für die Psychologie führen wollen, erhielt ich rasch eine Zusage. Das Gespräch wurde am 18. Mai 2021 online geführt. Die Aufzeichnung wurde transkribiert und der Text anschließend schriftlich weiterbearbeitet.

1 Das Humane und der Humanismus

Ralph Sichler: Wenn man die Psychologie als wissenschaftliche und praktische Disziplin betrachtet, so fällt auf, dass der Humanismus oder, etwas weniger abstrakt formuliert, humanistisches Denken dort eine bedeutende Rolle gespielt hat und immer noch spielt. Nicht nur in der sogenannten humanistischen Psychologie, sondern generell geht es meistens in der Praxis wie in der Wissenschaft um humane Ziele, also um Ziele, die auf eine Verbesserung der individuellen oder sozialen Lebenssituationen hinsteuern, oder anders formuliert: Die Psychologie möchte Menschen darin bestärken, ihr Leben so zu führen, dass der darin angelegte Entwurf auch gelingen möge. Das ist natürlich alles sehr vage ausgedrückt und auch erläuterungsbedürftig, das können wir in unserem Gespräch gerne noch konkretisieren, was es im Einzelnen heißen mag. Aber es geht um das Humane, um den Menschen und die grundlegende Lebenssituation, die *conditio humana*, und da würde mich die Sicht des kritischen Posthumanismus interessieren, wie dort das Humane verstanden wird. Oder wird dieser Begriff gar nicht mehr benötigt?

Janina Loh: Ich habe tatsächlich gar nichts dagegen, von dem Humanen zu sprechen. Der kritische Posthumanismus geht nicht automatisch davon aus, dass es das Humane nicht mehr gibt, also dass man es unterlässt, Menschen von Tieren, Pflanzen oder Maschinen zu unterscheiden. Durch den kritischen Posthumanismus werden die Grenzen, die zwischen unterschiedlichen Spezies bestehen, nicht einfach in Luft aufgelöst, sondern es geht vielmehr um ein kritisches Bewusstsein, eine Sensibilisierung für die Verantwortung, die wir tragen. Dadurch, dass wir solche Grenzen ziehen, übernehmen wir auch die Verantwortung für die damit verbundenen begrifflichen Definitionen. Da werden automatisch auch moralische Fragen mit auf den Plan gerufen, die vielleicht bei anderen Termini, die wir Menschen definieren, nicht so offenkundig sind. Deswegen hätte ich gegen eine, wie es gerade genannt wurde, humane Psychologie oder dem Humanen verpflichtete Psychologie erst einmal nichts einzuwenden, solange es nicht darum geht, im Rahmen dieser humanen Psychologie den Status des Menschen als besonders oder moralisch hervorgehoben zu bestimmen. Es mag vielleicht an irgendeiner Stelle in der humanen oder humanistischen Psychologie passieren, dass der Mensch einen besonderen Status aufweist, aber das ist sicherlich nicht ihr primäres Anliegen. Will meinen, ihr primäres Ziel liegt sicherlich nicht darin, die Sonderrolle des Menschen in den Fokus zu nehmen, sondern sie beschäftigt sich, so wie ich es verstehe, als Disziplin mit dem, was sie als menschlich begreift. Das finde ich unproblematisch.

Ralph Sichler: Wie viele andere Wissenschaften ist auch die Psychologie ein sehr heterogenes Fach. Das ist auch bei der Philosophie der Fall, wo sich ganz unterschiedliche

Diskurse, Strömungen, Richtungen, Denkstile, Methoden und so weiter wiederfinden. Und etwas, das mir zu dem von dir Gesagten eingefallen ist, kann im Rahmen dessen, was Evolutionspsychologie genannt wird, betrachtet werden. Dies ist eine Richtung, die in der Psychologie sehr stark geworden ist. Dabei wird unter anderem auch das Phänomen des Mensch-Tier-Übergangs diskutiert. Wenn man sagt, da gibt es einen Übergang vom Menschen zum Tier, dann zieht man auf alle Fälle auch eine Grenze. Es gibt einen Unterschied. Mensch-Tier-Übergang könnte insbesondere auch bedeuten, dass es eine Höherentwicklung zum Menschen einschließt. Wenn ich es richtig verstanden habe, wird dabei mit unterstellt, dass der Mensch Fähigkeiten hat, die Tiere nicht besitzen. Dies gilt vor allem für den kognitiven Bereich.

Auch in der Philosophie hat man ebenfalls viele Ansätze, die in diese Richtung gehen. Was ist die Psyche? Ihre Dreiteilung ist schon von Aristoteles her festgelegt, und auch er hat einen Seelenanteil, nämlich den dritten und höchsten, die Fähigkeit zur Vernunft, ausschließlich der Gattung Mensch zugeschrieben. Und diese Fähigkeit kommt den Tieren eben nicht zu. Sie haben zwar auch eine Seele, wie auch die Pflanzen, aber es sind, so wie ich es verstanden habe, mindere Vermögen.

Genau das finde ich dann schon spannend, weil ich denke, es werden diese Unterschiede gemacht. Wie du ganz richtig auch aus meiner Sicht festgestellt hast, man macht damit nicht nur einfach einen faktischen Unterschied. Das hat normative Implikationen, das geht bis ins Moralische hinein, indem man zum Beispiel ableiten kann, der Mensch könne über seine Mitgeschöpfe auch herrschen, darüber verfügen, was mit ihnen passiert, sie sich zunutze machen – was wiederum verständlich ist, wenn man sich die Geschichte der Menschheit einschließlich des Mensch-Tier-Verhältnisses anschaut. Ohne das Sich-zunutze-Machen von anderen Geschöpfen hätte sich der Mensch auch nicht so weiterentwickeln können. Also es hat immer zwei Seiten, die man da in Betracht ziehen muss.

Janina Loh: Mindestens zwei Seiten würde ich sagen. Wie gesagt, ich glaube nicht, dass das Problem darin liegt, dass wir grundsätzlich Grenzen definieren und unterschiedliche Spezies bestimmen: Das ist ein Tier, das ist eine Pflanze und das ist ein Mensch. Und das ist auch ein häufiger Vorwurf, der gegen den kritischen Posthumanismus vorgebracht wird, dass er nämlich eine Art Tabula rasa durchführen will, dass er, da er alle Kategorien hochgradig problematisch findet, mit allen Definitionen ein Ende machen möchte und diese über Bord werfen will. Das ist Quatsch. Solche Vorwürfe gehen auch häufig in Richtung Poststrukturalismus, dekonstruktivistische Theorie, Kritische Theorie. Da der kritische Posthumanismus auch an diese Traditionen anschließt, verwundert es nicht, dass da ähnliche Vorwürfe laut werden. Und es tun sich auch kritische Posthumanist*innen nicht unbedingt einen Gefallen mit der Sprache, die sie wählen. Wenn wir etwa Texte von Donna Haraway (2003, 2016), Rosa Braidotti (2014)

oder Karen Barad (2015) lesen, stellen viele fest, dass diese nicht unbedingt intuitiv verständlich sind. Der ganze Ton ist sehr akademisch, das klingt für manche vielleicht auch arrogant und bedrohlich.

Aber der Punkt ist, dass es vor allen Dingen darum geht, die moralischen Implikationen in Begriffsdefinitionen herauszufiltern. Zu verstehen, dass jede Begriffsdefinition, und damit jede Spezies-Definition und jede Grenze, die wir zwischen Spezies ziehen, auch eine moralische Dimension hat. Wir können uns nicht quasi moralfrei äußern. Aber was wir können, ist, uns dieser moralischen Implikationen bewusst zu werden und dann vielleicht auch zu überlegen, ob die eine oder andere Grenzziehung, die wir vorgenommen haben, nun wirklich so sinnvoll ist. Oder ob man sie nicht anders ziehen sollte. Natürlich unbenommen, dass wir dann für diese neue Grenzziehung wiederum Verantwortung tragen und sie vielleicht auch nach einer gewissen Zeit wieder über den Haufen werfen müssen (Penley und Ross 1991, 4). Begriffliche Definitionen sind nichts von Natur Gegebenes, sondern von Menschen gemacht. Und da menschliches Handeln immer aus bestimmten Gründen erfolgt, ist es immer auch wertend. Das ist ein Grundsatz im kritischen Posthumanismus: Ontologie und Ethik hängen ganz fundamental zusammen. Man kann eigentlich nicht über das »Sein« reden und bestimmen, was das »Sein« ist oder was es nicht ist, ohne nicht auch ethisch zu sein (Barad 2015).

Ralph Sichler: Das kann ich voll mittragen. Ich denke, dass dies auch aus einer Sicht heraus begründet werden kann, die sich selbst »noch« als humanistisch versteht. Es geht um die Frage, warum wer welche Grenze zieht und was daran Humanismus und was kritischer Posthumanismus ist. Betrachtet man beispielsweise die Kritische Theorie. Dies war ja ein Ansatz, in dem man gesagt hat, das Faktische ist eben nicht nur das Faktische, sondern in hohem Maße normativ. Diese Aussage wurde natürlich in erster Linie auf die moderne Gesellschaft bezogen. Die Kritische Theorie war noch blind auf dem anderen Auge, wenn man etwa ökologische Probleme, also das Mensch-Natur-Verhältnis, oder auch feministische Diskurse betrachtet. Das war in gewisser Weise noch nicht das Thema. Aber beziehen wir uns trotzdem mal auf die kritische Gesellschaftstheorie und die damit verbundene Psychologie, also Adorno, Marcuse, die auch ganz stark das Denken von Freud in ihre Analysen mit aufgenommen haben. Dort wurden Fragen gestellt wie: Was geschieht im Rahmen der herrschenden Verhältnisse, so wie sie sind, mit den Menschen? Was tun sie sich untereinander, aber auch sich selbst an? Es ging vor allem um Fragen der Macht und psychostruktureller Gewalt. Da war das Normative im Faktischen ein zentrales Thema und die Kritische Theorie war sich dessen bewusst, dass Definitionen gesellschaftlicher Phänomene immer auch mit normativen oder moralischen Grenzziehungen einhergehen.

Und es gibt ja innerhalb der Psychologie auch eine Richtung, die kritische Psychologie, die eigentlich mehrere Unterströmungen mit einschließt, die genau diesen

Diskurs aufnimmt und selbst entsprechend versucht, sei es in der Forschung oder in der Praxis, die Frage nach humanen Lebensverhältnissen in gewisser Weise aufzuwerfen. Da finde ich es dann spannend, zu fragen, wie weit man das humanistische Denken und das damit verbundene Handeln fassen kann, wenn man solche Begriffe, die du auch verwendest, also Verantwortung zum Beispiel, mit dazu nimmst. Das ist im Kern humanistisches Denken. Was kennzeichnet in diesem Zusammenhang den posthumanistischen Zugang?

2 Autonomie und Verantwortung als relationale Begriffe

Janina Loh: Meine Antwort darauf ist vielleicht nicht befriedigend, aber es gibt auch vonseiten des kritischen Posthumanismus sehr unterschiedliche Einstellungen zum Humanismus. Den Antihumanismus, also einfach die blanke Ablehnung des humanistischen Menschen- und Weltbildes, finden wir längst nicht überall. Rosa Braidotti (2014) etwa verankert ihren kritisch-posthumanistischen Zugang stark in antihumanistischen Einsichten. Aber es gibt viele andere kritisch-posthumanistische Denker*innen, die einzelnen Grundwerten des Humanismus treu bleiben, wenn man so will. Aber sie denken diese Werte auch weiter, über die humanistische Sicht hinaus. Da ist nach meinem Verständnis gerade der Begriff der Verantwortung grundlegend. Ich habe kürzlich einen Text für das *Palgrave Handbook of Critical Posthumanism* (Herbrechter et al. 2022) geschrieben, über das Thema »Posthumanism and Ethics«. Ich vergleiche da verschiedene kritisch-posthumanistische Ansätze miteinander und habe versucht herauszuarbeiten, was diese denn eigentlich im Unterschied zur herkömmlichen ethischen Tradition anders machen. Dabei habe ich festgestellt, dass unter anderem der Begriff der Verantwortung immer noch eine sehr große Rolle spielt, doch in unterschiedlicher Weise. Ich denke, was kritisch-posthumanistische Theorien beim Thema Verantwortung beispielsweise auszeichnet, ist, dass sie alle versuchen, eine Art relationales Verständnis davon zu entwickeln. Sie versuchen, Kompetenzen, die uns wichtig sind, wie eben Verantwortung, aber auch Autonomie, Selbstbewusstsein oder Urteilskraft, die im klassischen humanistischen Menschen- und Weltbild einzelnen Wesen zugeschrieben worden sind, relational zu denken, als etwas, was erst in der Interaktion, im sogenannten Zwischenraum zwischen den Wesen heraus entsteht und nicht an die Einzelnen zurückgebunden werden kann, also an die moralischen Subjekte und erst recht nicht ausschließlich nur an menschliche Individuen.

Sarah Hoagland, sie ist eine Feministin, keine kritische Posthumanistin, aber sie ist hier vielleicht trotzdem interessant, hat das Konzept der Autokoinonie entwickelt. Also die Verbindung aus »auto« = »selbst« und »koinonia« = Gemeinschaft als Alternativkonzept zur klassischen Autonomie. Die Autokoinonie ist Hoagland zufolge etwas,

das niemals nur ein einzelner Mensch besitzen kann, sondern etwas, das sich grundsätzlich nur aus einer Gemeinschaft heraus entwickeln kann, also im Intersubjektiven, aus den Beziehungen, in denen wir leben, entsteht (Hoagland 1988, 145f.). Ich glaube, ganz ähnlich können wir uns das auch bei anderen Fähigkeiten wie der Verantwortung vorstellen. Deswegen sagt Donna Haraway beispielsweise auch in ihren aktuellen Büchern nicht *responsibility* im Englischen, sondern *response-ability* (Haraway 2016). Mit einem kleinen Gedankenstrich dazwischen, um zu zeigen, dass es mehr um die Praxis geht.

Ralph Sichler: Also um das Verantworten, um das »Rede-und-Antwort-Stehen« gegenüber anderen Akteur*innen, wie es auch in vielen philosophischen Arbeiten zum Begriff der Verantwortung immer wieder heißt.

Janina Loh: Ja, genau. Haraway will schon der humanistischen Idee der Verantwortung treu bleiben. Sie will diesen Ausdruck nicht komplett verwerfen, aber sie will ihn anders ausrichten, so mein Eindruck. Das, glaube ich, passiert derzeit mit ziemlich vielen humanistischen Werten oder Prinzipien, die, wenn sie nicht einfach verworfen werden, was ja durchaus auch passieren kann, in ein neues Verständnis überführt werden, wenn versucht wird, damit irgendwie anders umzugehen.

Wenn wir uns zum Beispiel Hannah Arendts Verständnis vom Handeln vor Augen führen (Arendt 2002), dann geht das sehr stark in eine ähnliche Richtung. Auch Hannah Arendt sagt ganz explizit, dass sie Handlungsfähigkeit nicht im aristotelischen Sinne als ein Attribut versteht, das man einzelnen Menschen zuschreiben kann. Sondern sie versteht das Handeln als etwas, das aus den Bezügen wie aus einem Gewebe aus menschlichen Angelegenheiten heraus entsteht. Im öffentlichen Handeln kann nie jemand alleine, sondern immer nur mit anderen zusammen agieren. Ganz ähnlich verstehe ich diese anderen Kompetenzen, die Verantwortung und eben Autonomie bei Hoagland, Haraway und anderen. Das ist, denke ich, durchaus der Versuch, an die humanistische Tradition anzuknüpfen, aber die Dinge trotzdem in einem ganz fundamentalen Sinne auch anders zu machen. Und es ist eine berechtigte Frage, die du da gestellt hast, wie weit das gehen kann und darf. Wann dürfen wir das »Kind« noch mit dem alten Namen belegen und wann hat es sich so sehr gewandelt, dass wir eigentlich gar nicht mehr im klassischen Sinne von Verantwortung etwa sprechen können.

Ralph Sichler: Ja, von Bernhard Waldenfels (z. B. Waldenfels 1994) gibt es den Vorschlag der »Responsivität«, also die Idee, Verantwortung im Kern auf das »Antwort-Geben« im Dialog zwischen Menschen zurückzuführen. Er greift auf die Tradition der französischen Phänomenologie zurück und stellt den Menschen in Wechselbeziehungen zu seinem sozialen Umfeld, aber auch zu seinem Leib. Auch der Leib antwortet uns

ja, wenn wir beispielsweise in unserer Lebensführung wenig sorgsam mit ihm umgehen, und dies führt dann dazu, dass auch das handelnde Subjekt wiederum aufgerufen ist, sich dazu antwortend zu verhalten. Und so weiter.

Ich bin mir nicht sicher, ob man Waldenfels zu den humanistisch geprägten Philosophen zählen kann, es geht ihm aber schon sehr um das Menschsein, in gewisser Weise ist seine Philosophie eine von der Phänomenologie her inspirierte Anthropologie. Aber es ist schwierig, sich in dem Dickicht von Begrifflichkeiten und philosophischen Strömungen zurechtzufinden.

Das ist mit vielen Begriffen ganz ähnlich. Ich fühle mich auch ein bisschen an die Diskussion zwischen Habermas und Vertreter*innen postmodernen Denkens erinnert (Habermas 1985). Wenn man sagt, okay, die Moderne ist noch nicht vollendet, die muss sich noch weiterentwickeln. Wobei natürlich schon der Gedanke, sie könnte sich mal vollenden, problematisch ist. Da würde ich auch ein Fragezeichen dahinter setzen, dass wir mal einen weltgeschichtlichen Endzustand oder was auch immer erreichen. Aber eben das ist die Frage: Ist man dann schon in der Postmoderne oder ist man noch im modernen Denken? Kennzeichnet es nicht das moderne Denken ganz wesentlich, dass es sich selbst auch immer wieder infrage stellt und weiterentwickelt? So ähnlich sehe ich es auch bei der Grenze Humanismus und Posthumanismus. Auch der Humanismus hat sich ja weiterentwickelt und vielleicht ist viel von dem, was sich heute unter der Rubrik kritischer Posthumanismus versammelt, auch Teil des Humanismus. Gerade in den letzten Jahren gibt es neu erwachtes Interesse am Humanismus, etwa den Neo-Humanismus von Julian Nida-Rümelin (2016). Auch er versucht, ein in Traditionen begründetes, aber auch reflektiertes Verständnis von Begriffen wie Vernunft, Freiheit und Verantwortung zu entfalten. Allerdings grenzt er sich deutlich von trans- und posthumanistischen Entwicklungen ab. Wichtig ist, dass man im Gespräch bleibt, und dann sind wir eigentlich im hermeneutischen Denken.

Janina Loh: Ich stimme dir zu, dass es wichtig ist, im Gespräch zu bleiben, aber in der Tat sehe ich gerade Julian Nida-Rümelin als einen im Grunde klassischen Humanisten, der lediglich tradierte humanistische Vorstellungen in eine Art neues Gewand, eben in seinen digitalen Humanismus (Nida-Rümelin und Weidenfeld 2018), kleidet. Aus meiner Sicht hält er an den klassischen Grundwerten des Humanismus wie etwa Autonomie und Verantwortung fest und kommt letztlich über ein dem klassischen Humanismus seit jeher eigenes anthropozentrisches und essenzialistisches Denken nicht hinaus.

Ralph Sichler: Das Relationale, von dem du gesprochen hast, hat mich daran erinnert, dass wir auch in der Psychologie, zumindest in bestimmten Bereichen, den Menschen als ein Wesen verstehen, das aus Beziehungen heraus erst entsteht, also in manchen

Lesarten oder neueren Entwicklungen der Psychoanalyse oder auch der Entwicklungspsychologie. Eigentlich hat es in der Psychologie sogar eine gewisse Tradition, die Vorstellung zu haben, dass der Mensch nur aus Beziehungen heraus zu verstehen ist. Dieses Grundverständnis geht dann immer wieder verloren, weil die psychologische Forschung und der Zugang zum Menschen dort doch sehr individualistisch sind. Das hat mehrere Gründe. Es ist oft einfach auch leichter, mit Sicht auf einzelne Individuen Hypothesen zu formulieren und zu überprüfen, Wissenschaft zu betreiben. Das will ich jetzt aber gar nicht vertiefen. Was mir noch mal wichtig wäre, ist diese von dir angesprochene Veränderung von Begriffen, wenn wir sie vom Individuum lösen und sie an soziale Kontexte zurückbinden. Also, auf Autonomie bezogen, bedeutet das, der Mensch ist nie in dieser isolierten Weise autonom, sondern es wird der oder die Andere als soziales Gegenüber benötigt. Wir sprechen dann manchmal auch von Ressourcen. Das können soziale Ressourcen sein, es können eigene Ressourcen sein. Man muss in einem Umfeld leben, das es auch ermöglicht, von Anfang an auch als Kind zum Beispiel Autonomie zu erlernen und zu erkennen, wo ich durch mein Tun zu einem veränderten Zustand in meinem Umfeld beigetragen habe, um dann sagen zu können: Okay, das habe ich gemacht. Und da sind wir dann auch bei dem Stichwort Verantwortung, Rede und Antwort stehen, gerade dann, wenn etwas schiefgelaufen ist. Aber nicht nur dann ...

Beim Begriff der Autonomie finde ich sehr inspirierend, sich anzusehen, wo er vermutlich zum ersten Mal aufgetaucht ist, nämlich im Drama *Antigone* von Sophokles. Der Chor in diesem Drama nennt ihr Aufbegehren gegen ihren eigenen Onkel Kreon, der die Stadt Theben regiert, autonom. Der Hintergrund ist bekannt: Antigone, schon der Name verrät ihre grundsätzliche Intention, möchte ihren Bruder Polyneikes begraben, doch weil dieser Krieg gegen die Stadt Theben geführt hatte, soll er Kreon zufolge nicht bestattet werden. Antigone setzt sich aber zumindest symbolisch über dieses Verbot hinweg, sie folgt ihrem eigenen Gesetz, das ihrem Verständnis nach auch das Gesetz der Götter ist. Und sie ist da wirklich allein. Sie stellt sich da alleine hin und kämpft es durch. Und bezahlt es am Ende natürlich mit dem Tod. Das ist so ein Beispiel, aus dem hervorgeht, dass Autonomie auch die Fähigkeit beinhaltet, selbst für etwas einzustehen, sich selbst hinzustellen und zu sagen: Mit mir nicht! Natürlich auf der Basis von starken Gründen. Aber es geht letztendlich um eine Tugend, die in der Politik, aber auch in anderen Bereichen ungemein wichtig ist, nämlich den Mut.

Janina Loh: Damit fängt es auch bei Hannah Arendt an: mit dem Mut.

Ralph Sichler: Eine der wichtigsten ...

Janina Loh: ... politischen Tugenden.

Ralph Sichler: Ja, ja.

Janina Loh: Das ist ein starkes Beispiel, aber wenn wir versuchen, es wirklich radikal durchzudenken, dass wir so etwas wie Autonomie nicht mehr an einzelne Akteurinnen und Akteure zurückbinden, sondern versuchen, das relational zu verstehen, dann können wir nur noch selten von solchen Momenten sprechen, wo jemand allein ist. Denn ein Alleinsein gibt es eigentlich in dem Sinne gar nicht mehr. Du hast es ganz am Anfang einmal gesagt, als du die Verbindung zur Psychologie gezogen hast, nämlich als du sagtest, dass es dort, in der Entwicklungspsychologie zum Beispiel, auch diese Auffassung gibt, dass der Mensch aus seinen Beziehungen heraus entsteht. Das ist, glaube ich, wirklich der Kern des kritisch-posthumanistischen Ethikverständnisses und auch der Ontologie. Es handelt sich hier um eine Prozessontologie. Das ist dann auch nicht wirklich etwas vollkommen Neues, das wir erst beim kritischen Posthumanismus finden würden. Es gibt auch schon vor Haraway die Idee, ontologische Theorie mit dem Begriff des Prozesses zu fassen.

Ralph Sichler: Ein ganz bekannter Name, der mir hier einfällt, ist Alfred North Whitehead (1987). Er hat den Kosmos nicht statisch, sondern als einen sich ständig in Veränderung befindenden Organismus gedacht. Die Wirklichkeit ist immer Prozess.

Janina Loh: Zum Beispiel, genau. Ich mache solche Verweise immer gerne deswegen, weil es mir wichtig ist, den kritischen Posthumanismus nicht als etwas hinzustellen, das es vorher noch nicht gegeben hat.

Und es geht hier auch nicht um eine zeitliche Abfolge im kritischen Posthumanismus. Also erst der Humanismus, dann kritischer Posthumanismus. Das kritisch-posthumanistische Denken kann man zu allen Zeiten der Geschichte finden, auch schon vor der klassischen Renaissance oder vor dem Humanismus der Aufklärung.

Der entscheidende Punkt ist nach meinem Verständnis diese Idee, dass nicht die einzelnen Akteurinnen und Akteure »aufeinanderprallen« und in eine Beziehung miteinander treten, die dann entweder gut oder schlecht abläuft, sondern umgekehrt: dass sich das, was wir als moralische Subjekte erkennen, erst aus den Beziehungen heraus entwickelt. Deswegen sagen Leute wie Donna Haraway, dass die Beziehung die kleinste Analyseinheit ist (Haraway 2003, 20) und dass die einzelnen Wesen den Beziehungen nicht vorgängig sind (ebd., 6). Wie du das vorhin mit der Antigone geschildert hast, dass da jemand ist und alleine steht und alleine für etwas kämpfen oder einstehen muss – dieses Denken stellt aus kritisch-posthumanistischer Sicht eine Illusion dar. So ein autarkes, einzelnes, losgelöstes moralisches Subjekt gibt es einfach nicht.

Im Alltag allerdings müssen wir das manchmal machen, an der Idee von handelnden Subjekten festzuhalten. Es geht nicht darum, die Subjekte komplett aufzulösen, aber es

würde sich, glaube ich, in unserem Verhalten ganz viel ändern, wenn wir anerkennen würden, dass wir eigentlich nicht autonom sind in dem Sinne, wie wir uns das immer vorstellen.

Es gibt zahlreiche Theorien, die viel über Beziehungen reden und die Beziehungen einen hohen Stellenwert einräumen, die sagen, bestimmte Beziehungen, Liebesbeziehungen beispielsweise, sind total wichtig und der Mensch ist ein soziales Wesen und so. Trotzdem würde ich daran festhalten, dass es bei all diesen Theorien eine primäre Stellung des moralisch handelnden Subjekts gibt, das in Beziehungen erst hineintritt. Im kritischen Posthumanismus hingegen wird versucht, das Ganze umzukehren. In dem Sinne, dass die Beziehung als zuerst da verstanden wird. Und das, was wir als handelnde Subjekte erkennen, ist eigentlich nur eine Analyse aus der Retrospektive, sodass wir im Nachhinein erst sagen können: Du und du und du, ihr seid die Handelnden hier, ihr seid die Subjekte. Und da sind noch ein paar Objekte, die hier herumstehen oder herumliegen.

Ralph Sichler: Was du sagst, kann ich sehr gut nachvollziehen. Mich hat das sehr an die Sozialpsychologie erinnert, wo einer der Standards lautet, dass der Mensch ein soziales Wesen ist. Aber es geht meistens um den Menschen als Einzelnen, der in Beziehungen tritt oder den Mitmenschen vor allem in den eigenen sozialen Kognitionen antrifft. Es gibt allerdings auch hier wieder die eine oder andere Ausnahme, zum Beispiel auf George Herbert Mead beruhende Strömungen, die aber in der Psychologie nicht Mainstream sind, sondern eher ein Schattendasein führen und stärker in der Soziologie beheimatet sind (z. B. Blumer 1969). Die Sozialpsychologie, so wie sie in der Psychologie vorherrschend ist, arbeitet sehr individuumszentriert und es ist interessanterweise auch kaum Gegenstand, wie dieses Individuum überhaupt entsteht, im Sinne einer sozialen Entwicklungspsychologie oder einer prozessontologischen Sozialpsychologie, wenn man so will, aber das wäre ein Begriff, den man nicht verwenden würde. Also, es wird schon auch thematisiert, aber es gibt da einfach eine große theoretische Lücke. Und um die Brücke wieder zum Anfang unseres Gesprächs zu schlagen: das Humane oder die *conditio humana*. Zu ihr gehört es ganz wesentlich, dass der Mensch zu Beginn seiner Entwicklung so radikal Beziehungswesen ist, dass das Neugeborene noch gar nicht zwischen sich und anderen unterscheiden kann. Wer bin ich und wer ist der oder die Andere? In der Psychoanalyse wurde klassischerweise da immer die Mutter thematisiert – vor allem oder fast ausschließlich. Aber das ist auch der Vater oder da sind Geschwister oder auch andere Personen, die mit einem aufwachsen. In der Interaktion, in der primären Beziehung zu ihnen entwickelt sich dann schrittweise dieses Bewusstsein für das eigene Selbst. Aha, das bin ich, das sind andere. Aus diesen Beziehungen heraus entsteht es erst: das eigene Ich. Was ich dann selbst bin, ist sehr stark durch die Erfahrungen, die ich ganz früh gemacht habe, geprägt und ich kann mich

selbst eigentlich nur dann weiterentwickeln, wenn ich so etwas wie ein Reflexionsvermögen entfalte, was mir dann erlaubt zu sagen: Okay, nein, ich bin zwar möglicherweise sehr geprägt durch meine Mutter, aber ich bin trotzdem anders. Nehmen wir mal der Einfachheit halber die Beziehung von Mutter und Tochter. Dann kann sie bestimmte Dinge anführen, die beispielsweise auf Erfahrungen mit ihrer Peergroup zurückgehen. Es tauchen andere soziale Netze auf, in denen sie sich bewegt und die sie wahrscheinlich auch braucht, um zu der Person zu werden, die sie ist. Das ist ein fortlaufender Prozess, weil sie sich natürlich auch in Beziehungen immer wieder verändern wird im Laufe ihres Lebens.

3 Normalitätsdiskurse und fluide Körpergrenzen

Janina Loh: Ich glaube, das ist ein guter Punkt. Wie gesagt: Der kritische Posthumanismus will nicht mit der Idee von Subjekten an sich einfach Schluss machen. Aber da zeichnet sich allerdings schon eine Umkehr der Perspektive ab, indem man sagt, auch in gewissen Strömungen der Psychologie, dass die Beziehung sozusagen zuerst da ist und dann entsteht erst das, was wir als Selbst oder als Ich begreifen und als Du und als Andere begreifen, dass sich das Ich erst daraus mit der Zeit entwickelt und dann eine mehr oder minder feste Form annimmt. Ich glaube, an dieser festen Form oder an den Grenzen dieser Form des Selbst scheiden sich dann am Ende die Geister zwischen kritischem Posthumanismus und anderen nicht kritisch-posthumanistischen Theorien. Die einen tendieren dazu, dem, was wir Selbst oder Ich nennen, eine möglichst starre, fixe Form zu geben. Wohingegen der kritische Posthumanismus vielleicht sagen würde: Es ist zwar nicht ein komplett fluides Ich, aber es ist durchaus ein dynamisches Ich, das sich natürlich in Außenbeziehungen in sehr ähnlicher, wenn nicht sogar in wiederkehrend gleicher Weise heraus entwickelt, aber theoretisch auch immer anders sein kann. Ist es tatsächlich so, dass wir hier fixen, starren Grenzen begegnen, die nicht verschoben werden können? Oder erscheinen uns diese Grenzen lediglich als fix und starr, weil sie sich zufällig immer wieder so ergeben, dass wir eine zeitliche und räumliche Kontinuität erkennen, die es uns erlaubt zu sagen: Ah ja, das ist die Janina Loh, die die Straße entlangläuft. Aber eigentlich sind diese Grenzen immer in Bewegung. Und sie lassen sich immer auch leicht ein bisschen und zuweilen auch mal radikal verschieben. Das kann auf viele verschiedene Weisen stattfinden. Menschen können bestimmte Attribute ihres Soseins radikal verändern, ihr Geschlecht beispielsweise wechseln oder aber Prothesen an ihrem Körper anbringen. Oder aber auch das Gegenteil. Das habe ich erst letztens kennengelernt, dieses Phänomen, wenn Menschen das Gefühl haben, bestimmte Gliedmaßen würden nicht zu ihnen gehören und diese dann von sich ablösen möchten (Bayne und Levy 2005).

Ralph Sichler: Also, sie möchten das? Ich kenne das Phänomen, dass nach einem Verlust eines Beines beispielsweise so etwas wie Phantomschmerzen auftreten und der Mensch das Gefühl bekommt, er würde das Bein noch besitzen.

Janina Loh: Genau, das, was ich meine, ist sozusagen das Umgekehrte. Dass du das Gefühl hast, ein Finger oder ein Bein gehört nicht zu dir, ist einfach ein Fremdkörper, der, warum auch immer, versehentlich an dir dranhängt. Du verspürst so einen starken Ekel oder so eine starke Abneigung dagegen, dass du das fragliche Glied amputieren lassen möchtest. Das wäre vermutlich ein Beispiel für eine Grenzverschiebung, die wir von außen betrachtet als ziemlich radikal wahrnehmen würden. Ich denke, dass der kritische Posthumanismus Phänomenen wie diesem mehr Raum lässt, diesen möglichen Grenzverschiebungen des Selbst und der generellen Fluidität oder Dynamik der Grenzen. An solchen Beispielen lässt sich auch diskutieren, inwieweit der kritische Posthumanismus anschlussfähig ist an bestimmte Strömungen, die es in der Psychologie seit einiger Zeit gibt.

Ralph Sichler: Ich finde es gut, dass du das ansprichst, denn die Anschlussmöglichkeiten in der Psychologie haben auch sehr viel mit ihrer Praxis zu tun. Da fällt mir zunächst ein, dass die Psychologie vor allem in ihrem klinischen Bereich immer schon mit extremen Gestaltungen des Selbst zu tun hatte und dass diese sehr lange auch immer klar pathologisiert wurden und oft immer noch werden. Wenn wir das Beispiel betrachten, das du gerade genannt hast, stellt sich die Frage, wie in diesem Fall ein Psychologe oder eine Psychologin vorgehen würde. Diesen Wunsch, dass jemand einen eigenen Körperteil amputieren lassen möchte, weil man ihn als fremd, als nicht zu einem gehörig erlebt, würde man als eine Störung, als krank bezeichnen. Und dies aus einer durchaus humanen Einstellung oder humanistischen Grundhaltung heraus, nämlich: Diesem Menschen müssen wir helfen. Wir müssen zusehen, dass diese Person ihr Bein bestmöglich behalten möchte, weil Beine ja etwas extrem Nützliches sind. Oder können wir uns wirklich vorstellen, dass wir sagen: Ja, okay, das ist ein starker Wunsch. Dem stimmen wir zu, dann nehmen wir eben das Bein ab. Also, was ist da jetzt das Richtige? Was können professionelle Helfer und Helferinnen verantworten? Was ist da das Verantwortbare? Da sind wir wieder bei der Verantwortung.

Janina Loh: Auch im kritischen Posthumanismus geht man sehr vorsichtig mit solchen Pathologisierungen um. Und ich glaube, das ist auch erst mal ein sehr guter Zug, weil wir sehr schnell dazu neigen, nicht nur in der Psychologie oder in der Medizin, sondern auch im Alltag auf Menschen mit dem Finger zu zeigen und zu sagen, das ist ja total »irre«, die Person ist ja »bekloppt«. Ein anderer für mich gerade in meiner Arbeit sehr prominenter Fall ist die Beziehung von Menschen zu Objekten. Ich meine hier

nicht nur sexuelle Beziehungen, die gehören natürlich auch dazu, also zu Sexspielzeugen oder Sexrobotern, sondern jede Art von Beziehungen, auch freundschaftliche oder Liebesbeziehungen zu Roboterspielzeug oder Roboterkuscheltieren beispielsweise. Da wird dann oft gesagt, dass die fraglichen Personen eine »Schraube locker« haben. Ich empfinde das als sehr arrogant. Das ist jetzt erst mal auch nur eine ganz intuitive, unwissenschaftliche Alltagsbeobachtung, die ich hier formuliere, nämlich dass dann Leute hergehen und über andere Menschen urteilen und sagen: Ja, der oder die führt aber keine richtige Beziehung. Das ist ja keine echte Liebe. Oder eben: Die ist ja verrückt, dass die ihr Bein nicht mehr behalten will. Das ist ja nicht normal. Das finde ich einfach überheblich und es sträubt sich in mir alles Mögliche gegen diese Arroganz. Nach meinem Dafürhalten sollten wir da einfach sehr vorsichtig sein und solche Urteile über das Normale und das Gute, was häufig zusammengeht, sehr vorsichtig treffen.

Ralph Sichler: Ja, da haben wir wirklich ein schönes Beispiel. Das Normale, oder wenn wir den sehr alten Gedanken aus der Tradition des Humanismus aufgreifen, das Schöne, das Gute und das Wahre, im Griechischen die *Kalokagathia*, dieses Ideal für ein vortreffliches und vorbildliches Leben, das hat sich in der gesamten humanistischen Tradition erhalten, vor allem in der Aufklärung und im Bildungsbürgertum, was dann auch in der Medizin mit aufgenommen wurde: der gute gesunde Körper und der gesunde Geist. Das hat natürlich eine wahnsinnig starke normative Kraft, auch in dem Sinne: Was gehört dazu und was ist abnorm und gehört nicht dazu. Da sehe ich die Parallele zu dem, was du gesagt hast: Wir gucken da auf alles, was dem »Normalen« nicht entspricht, doch sehr häufig verächtlich. Und die Psychologie als Zunft muss sich da auch an die eigene Nase fassen.

Ich glaube allerdings, dass sich in Bezug auf Sexualität einiges verändert hat. Natürlich, lange Zeit wurden andere Formen der Sexualität pathologisiert, solche Formen, die heute glücklicherweise auch in der Psychologie als normale Formen anerkannt werden, also gleichgeschlechtliche Beziehungen oder Transsexualität und Ähnliches. Aber es gibt auch immer noch Leute, die davon nicht ganz wegkommen. Das hängt dann vor allem mit dem diagnostischen Zugang in der Psychologie zusammen und daraus geht oft hervor: Ja, da gibt es irgendwelche Prägungen, dass man dann anfängt, als Junge auf Männer zu stehen, und das könnte man auch heilen. Wenn man so spricht, dann geht man davon aus, dass dies eine Krankheit ist. Aber in der Psychologie haben die meisten mittlerweile die Wende vollzogen. Bei Freud und den Klassikern findet man natürlich noch ganz klar die Vorstellung, Homosexualität als psychische Anomalie zu verstehen.

Ich glaube, das ist eine Idee, die wir in unserer Gesellschaft ganz grundsätzlich beobachten können, die aber auch in der Medizin und in der Psychologie einfach zum Tagesgeschäft gehört, dass wir ein Verständnis vom normal Menschlichen irgendwie brauchen. Davon können wir dann die klassische Diskussion in der Medizinethik ab-

grenzen. Und wir können die Therapie unterscheiden als etwas, das zum Normalzustand wieder zurückführen soll. Das ist eigentlich für fast alles in unserer Gesellschaft absolut grundlegend, dass wir ein Verständnis vom normalen Menschen, vom Durchschnitt des Menschlichen haben, auf dem man alles Mögliche aufbaut, unser Rechtssystem und unsere Krankenkassen und so weiter. Damit das gesellschaftliche Leben dann funktioniert.

Janina Loh: Das Genie beispielsweise ist ja auch eine Vorstellung, die im Positiven vom normalen Menschlichen abweicht, so wie umgekehrt alles, was als krank oder »entartet« verstanden wird, negativ davon abweicht. Dieses Normalverständnis ist nicht deskriptiv. Es ist nicht neutral. Es wird nicht nur als normal, sondern darüber hinaus noch als guter Zustand verstanden. Nur deswegen kann man beispielsweise vom Enhancement als einer Steigerung sprechen. Etwas, was noch besser ist als der Normalzustand. Dieses Denken taucht überall immer wieder auf, in unseren ganzen Bewertungen, wenn es um Beziehungen geht. Aber auch im Verhalten von Menschen in der Gesellschaft und dann natürlich auch in den verschiedenen medizinischen Disziplinen, die auf den Menschen draufgucken und überlegen: Wo beginnt denn eine Abweichung im Guten oder Schlechten und wie müssen wir damit umgehen? Müssen wir sie therapieren? Müssen wir sie irgendwie chirurgisch behandeln? Es ist einfach ganz fundamental, dass wir diese Normvorstellung vom Menschen haben.

Ralph Sichler: Ich möchte gerne noch mal auf die Geschichte mit dem Bein zurückzukommen. Kann man da auch von anderen Voraussetzungen ausgehen? Und praktisch gesehen: Wie geht man da als Psychologe oder Psychologin vor? Können wir aus dem kritischen Posthumanismus oder einem kritisch reflektierenden Humanismus eine Orientierung gewinnen? Wenn man, wie du vorhin sagtest, versucht, den Menschen in seinen Beziehungen als relationales oder relational konstituiertes Subjekt zu verstehen, dann würde das ja bedeuten, dass man versucht, erst mal zu verstehen, woher dieses Erleben, diese Wahrnehmung der eigenen Extremität eigentlich kommt. Was bedeutet es für die Person selbst, dass sie ihr Bein amputieren lassen will? Mir selbst wäre das sehr fremd, eigentlich unverständlich – das würde ich erst mal auch zugeben –, wie man überhaupt den Wunsch haben kann, dass man sein Bein loshaben möchte, weil es einem vielleicht fremd und widerwärtig vorkommt. Ja, und dann ließe sich vielleicht irgendwie ein Zugang eröffnen, der möglicherweise auch eine Veränderung bei der betreffenden Person zulassen könnte, ohne dass man das Phänomen pathologisieren muss. Über die Folgen einer Amputation wird sich die Person ja wohl bewusst sein. Wenn sie sich von diesem Bein wirklich trennt, wird sie Nachteile haben. Aber vielleicht sieht sie in ihrem Schritt auch viele Vorteile, die ich nicht sehe. Man müsste ins Gespräch kommen, um das Andere, das Fremde verstehen zu lernen, indem man sich darauf einlässt. Oder wie siehst du das? Welche Optionen hat man in so einer Situation?

4 Offenes Verstehen im Gespräch

Janina Loh: Ja, ich denke, dass es schon mal ein guter Anfang ist, ins Gespräch zu kommen, an der Stelle nachzufragen, mit den Leuten tatsächlich zu sprechen und nicht von vornherein schon eine moralische Vorentscheidung zu treffen. Also nicht von vornherein anzunehmen, die fragliche Person sei mindestens komisch, wenn nicht sogar »verrückt«, sondern einfach erst mal zu sagen: Okay, da geht jemand her und verhandelt seine Körpergrenzen neu oder hat eigentlich gar nicht das Gefühl, dass seine Körpergrenzen so verlaufen, wie wir Außenstehende das wahrnehmen, und zu versuchen, sich dem anzugleichen, was die fragliche Person von innen heraus empfindet. Die ganze Zeit versucht sie, das Innere und das Äußere irgendwie in Übereinstimmung zu bringen.

Ich denke, das echte Verstehen-Wollen ist eine ganz große Aufgabe – auch nach Hannah Arendt. Manche würden vielleicht sagen, dass es insbesondere mit Blick auf die gerade besprochenen Fälle für uns tatsächlich eine zu große Aufgabe ist. Aber ist es das wirklich? Denn wir verlangen umgekehrt von allen, dass sie sich doch bitteschön in das bestehende Gefüge einpassen. Wir verlangen ganz selbstverständlich von allen, die sich auch nur ein bisschen von der Norm entfernen, dass sie mit dem als normal Definierten schon klarkommen müssen. Das finde ich tatsächlich ziemlich hart. Denn das hat für die Betroffenen krasse Folgen – mit einer vorgegebenen Körperlichkeit etwa einfach leben zu müssen. Nur, weil die Gesellschaft irgendein willkürliches Verständnis von Normalität hat, das so ist wie es ist – aber auch anders sein könnte. Aber im Gegensatz dazu zu verlangen, dass wir mal ein bisschen mehr Verständnis zeigen, das finde ich dann im Vergleich auch einigermaßen lächerlich, muss ich sagen.

Ralph Sichler: Ja, und das Verstehen ist ja auch etwas, was in der Praxis der Psychologie vor sich geht. Dies näher zu betrachten, finde ich auch noch mal eine spannende Sache. Es ergeben sich nämlich zwei Wege, wenn beispielsweise ein Psychoanalytiker oder eine Psychoanalytikerin versucht, etwas, das aus der Norm fällt, zu verstehen. Ich habe jetzt spontan auch diese Selbstverletzungen vor Augen, die Jugendliche immer wieder haben. Es hat auch was mit dem Körper, mit den Grenzen zu tun oder mit der Frage: Wie nehme ich meinen Körper wahr und wie stehe ich zu meinem Körper? Da wird häufig pathologisiert, aber man möchte auch helfen, dass sie damit aufhören, weil es wirklich den Körper verletzt. Ich meine, diese Selbstritzungen sind keine lebensbedrohliche Sache, aber es handelt sich um Verletzungen. Und jetzt ist die Frage, welches Verstehen, welche Art von Verstehen führt hier weiter. Entweder im Sinne von ich verstehe, warum die Person das macht, und ich fühle mich da ein oder versuche es zumindest. Oder ich verstehe es mit Kategorien, die ich in meiner Ausbildung als Analytiker oder Analytikerin vermittelt bekommen habe. Da komme ich natürlich auf andere Dinge. Dann sehe ich Dinge, die die Person selber vielleicht nicht sieht, und ich versuche dann so

auch in Richtung Heilung zu gehen. Aber wie gesagt, schon mit dem Hintergrund, dass ich dieses Verhalten pathologisiere, ansatzweise zumindest. Vielleicht mit dem Ergebnis, dass die Person damit aufhört. Aber es ist die Frage, ob es dann wirklich ein Gewinn ist, wenn nicht sozusagen das Erleben, das damit verbunden ist, sich auch verändert.

Janina Loh: Auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Wenn ich im Sinne von Hannah Arendt versuche, wirklich zu verstehen, also ein genuin verstehendes Handeln anzustreben, dann bedeutet das, sich möglichst mit offenem Ende darauf einzulassen, ohne vorher schon zu wissen, was der Ausgang sein soll, das Ziel oder was auch immer. Also mit möglichst wenig Vorstellung davon, wo wir den jugendlichen Menschen, der sich ritzt, hinbewegen wollen. Ja, oder auch eine Person, die ihr Leben beenden möchte, und eine Hotline anruft, und vor diesem ...

Ralph Sichler: Das ist noch ein gravierenderer ...

Janina Loh: ... Schritt, ja, ein weitaus dramatischerer Fall, vielleicht, wo es auf direktem Weg in die Frage von Leben und Tod geht. Eine wahnsinnige Aufgabe, die da die Menschen am Telefonhörer haben. Aber da wirklich ernsthaft, und nicht unbedingt mit dem Ziel, jemandem den Selbstmord auszureden, verstehen zu wollen, was das Problem ist oder was die Lebenssituation dieses Menschen ist und ... Ja, ich merke gerade, dass ich mich jetzt sehr schlecht darin fühle, zu versuchen, da irgendwelche Pflöcke einzuschlagen, wenn es um das Abstecken eines solchen psychologischen Gesprächs gehen soll. Aber ich kann mir vorstellen, dass das schon eine sehr große Änderung wäre, mit möglichst wenig Kategorien und möglichst wenig Voreingenommenheit in so ein Gespräch hineinzugehen, oder? Das wäre natürlich auch bei der Ausbildung so eine Sache, also es lernen ja Psycholog*innen in der Ausbildung eine ganze Menge Kategorien und Theorien und Werte kennen, klar. Und sich davon dann immer zu lösen vor einem jeden neuen Gespräch, ist ja auch eine unfassbare Aufgabe. Also wie soll das gelingen?

Ralph Sichler: Es wird wahrscheinlich auch gar nicht ganz gelingen. Aber was ich noch mal bei dir aufgreifen möchte, ist diese Idee vom offenen Ende beim Verstehen, was offenbar Hannah Arendt auch gesagt hat. Ich glaube, davon könnten sich Psychologen und Psychologinnen eine gute Scheibe abschneiden. Wenn in einer Beziehung das Ende oder eine Scheidung drohte, war früher meistens das Ziel der Beratung, das zu vermeiden. Heute würde das kein Berater oder keine Beraterin mehr so machen. Es mag für die beiden vielleicht auch wirklich die bessere Lösung sein, dass man feststellt: Okay, das war eine Zeit, die wir intensiv miteinander verbracht haben. Und es kann auch ein Ziel sein, zu sagen: Lass uns ein gutes Ende finden, sodass wir beide damit leben können und jeder wieder offen auf andere mögliche intime Partnerinnen und Partner zugehen

kann. Das wird heute, soweit ich das überblicke, ganz klar so gehandhabt, aber das war früher nicht so da. Da ist heute mehr »Ende offen«, weil man sagt: Okay, vielleicht finden die zwei wieder zusammen. Oder es ist eben so, dass man sagt: Nein, das war's. Aber was im Hintergrund vieler psychologischer Interventionen doch irgendwie mitschwingt, ist: Am glücklichsten sind die Menschen, vom Glück haben wir noch gar nicht gesprochen, wenn sie diesen Normalitätsvorstellungen in einem möglichst hohen Maße entsprechen. Und das ist aber sicher ein Trugschluss.

Janina Loh: Ja, vom Glück haben wir noch gar nicht gesprochen, aber man muss auch nicht alle Fässer aufmachen in so einem Gespräch. Mir wäre zum Abschluss noch einmal wichtig zu betonen, dass es im kritischen Posthumanismus einfach fundamental ist, über die Infragestellung von Normen und definitiven Grenzen und mithilfe einer Prozessontologie zu einem möglichst inklusiven Denken zu gelangen, das einen möglichst großen Kreis menschlicher und nichtmenschlicher Seinsformen in das moralische Universum aufnimmt. Auf dem Weg hin zu einer solchen inklusiven Utopie ist die Anerkennung menschlicher Abweichungen von der Norm wirklich nur der erste, wenn auch notwendige, Schritt.

Literatur

- Arendt, Hannah. 2002. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Barad, Karen. 2015. »Verschränkungen und Politik. Karen Barad im Gespräch mit Jennifer Sophia Theodor.« In ders., *Verschränkungen*, 173–213. Berlin: Merve.
- Bayne, Tim und Neil Levy. 2005. »Amputees By Choice: Body Integrity Identity Disorder and the Ethics of Amputation.« *Journal of Applied Philosophy* 22 (1): 75–86.
- Blumer, Herbert. 1969. *Symbolic Interactionism*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Braidotti, Rosa. 2014. *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Habermas, Jürgen. 1985. *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haraway, Donna. 2003. *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Haraway, Donna. 2016. *Staying With the Trouble*. Durham, London: Duke University Press.
- Herbrechter, Stefan, Ivan Callus, Manuela Rossini, Marija Grech, Megen de Bruin-Molé und Christopher John Müller, Hrsg. 2022. *Palgrave Handbook of Critical Posthumanism*. Cham: Palgrave Macmillan (Springer).
- Hoagland, Sarah L. 1988. *Lesbian Ethics. Toward New Value*. Palo Alto: Institute of Lesbian Studies.
- Nida-Rümelin, Julian. 2016. *Humanistische Reflexionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nida-Rümelin, Julian und Nathalie Weidenfeld. 2018. *Digitaler Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Künstlichen Intelligenz*. München: Piper.
- Penley, Constance und Andrew Ross. 1991. »Cyborgs at Large: Interview with Donna Haraway.« *Technoculture* 3: 1–20.
- Waldenfels, Bernhard. 1994. »Response und Responsivität in der Psychologie.« *Journal für Psychologie* 2 (2): 71–80.
- Whitehead, Alfred North. 1987. *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Der Autor

Ralph Sichler hat von 1982 bis 1988 Psychologie und Philosophie mit den Schwerpunkten Handlungstheorie, Kulturpsychologie und Personalwesen an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg studiert. Von 1988 bis 1994 wirkte er am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin. Dort beschäftigte er sich vor allem mit psychologischer Diagnostik und ökologischer Psychologie. Im Zentrum seiner dort entstandenen Dissertation stand die Frage nach einer psychologischen Hermeneutik des Mensch-Natur-Verhältnisses.

Nach einigen Jahren, in denen er als Berater für Organisationen tätig war, wechselte er 1997 an die Universität Bremen an das Institut für Psychologie und Sozialforschung. Dort beschäftigte er sich vor allem mit dem Wandel in modernen Organisationen. 2006 erschien sein Buch *Autonomie in der Arbeitswelt*. Von 2002 bis 2006 war er am Institut für Soziologie der Wirtschaftsuniversität Wien als Professor für Wirtschaftspsychologie tätig. Seit 2009 ist er Leiter des Instituts für Management und Leadership Development an der Fachhochschule Wiener Neustadt. 2018 erschien das von ihm herausgegebene Lehrbuch *Beratung in der Wirtschaft*.

Ralph Sichler ist Mitglied im Editorial Board der Zeitschriften *Journal für Psychologie* und *cultura & psyché*. Zu seinen aktuellen Forschungsinteressen und Publikationsfeldern zählen die neue Arbeitswelt, die Organisations- und Personalpsychologie, die Kulturpsychologie, philosophische Grundlagen der Psychologie und hermeneutische Methoden der Sozialforschung.

Kontakt: Dr. Ralph Sichler, Fachhochschule Wiener Neustadt, Institut für Management und Leadership Development, Schlögelgasse 22–26, 2700 Wiener Neustadt, Österreich; E-Mail: ralph.sichler@fhwn.ac.at

»Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten«

Fritz Schütze im Gespräch mit Paul S. Ruppel und Pradeep Chakkarath

Journal für Psychologie, 30(1), 88–110

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-88>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In diesem Interview mit Fritz Schütze liegt der Fokus auf seiner Arbeit in der qualitativen Forschung und der Entwicklung des autobiografisch-narrativen Interviews. Er beschreibt den Weg hin zur Analyse der Strukturen einer Lebensgeschichte und wie dieser Ansatz in der Soziologie aufgenommen wurde. Dabei schildert er, wie es ist, sich als Außenseiter in der eigenen Disziplin zu fühlen. Schütze erläutert, für wen das autobiografisch-narrative Interview geeignet ist, was es braucht, damit eine Lebensgeschichte erzählt werden kann und mit wem die Durchführung eines narrativen Interviews weniger Erfolg verspricht. Ein weiterer Schwerpunkt des Gesprächs ist die Elaboration der Nähe seiner Arbeit zur Psychologie. Worin er Gemeinsamkeiten und Unterschiede sieht, erklärt Schütze insbesondere auch im Hinblick auf die Psychoanalyse. Abschließend nennt er zukünftige Forschungsfelder, die er für das autobiografisch-narrative Interview als besonders relevant ansieht, und betont die soziopolitische Bedeutung autobiografischen Erzählens.

Schlüsselwörter: Autobiografisch-narratives Interview, Soziologie, Gesprächsanalyse, Forschungswerkstatt, Geschichte der qualitativen Methoden, qualitative Sozialforschung

Summary

»But then we realized: There are these life stories«

Fritz Schütze in Conversation with Paul S. Ruppel and Pradeep Chakkarath

This interview with Fritz Schütze focuses on his contribution to qualitative research and the development of the autobiographical narrative interview. He recounts the development of the method of analyzing the structures of a life story and its reception in the field of sociology. In doing so, he describes how it is to feel like an outsider in one's own discipline. Schütze addresses for whom the autobiographical narrative interview is appropriate, what is required for a life story to be told, and with whom conducting a narrative interview is less likely to be successful. The interview also focuses on the closeness of his work to psychology, on the similarities and differences, especially regarding psychoanalysis. Finally, he specifies the fu-

ture fields of research for which the autobiographical narrative interview will be particularly relevant and comments on the socio-political significance of autobiographical narrative.

Keywords: Autobiographical narrative interview, sociology, conversation analysis, research workshop, history of qualitative methods, qualitative social research

Zu Fritz Schütze

Fritz Schütze, geboren 1944 in Augsburg, der die interpretative Soziologie nachhaltig geprägt hat, gilt als Begründer der autobiografisch-narrativen Interview- und Analyse-methode. Er studierte von 1964 bis 1972 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster Soziologie, Allgemeine Sprachwissenschaft und Philosophie und schloss mit einer Promotion in Soziologie zur Soziolinguistik ab. 1978/1979 verbrachte Schütze bei Anselm Strauss einen Forschungsaufenthalt an der University of California, San Francisco. 1980 habilitierte er sich an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, an der er seit 1970, zunächst als wissenschaftlicher Angestellter, später als wissenschaftlicher Assistent, tätig war. Er gehörte auch dem dortigen »Arbeitskreis Bielefelder Soziologen« an. Mit der Universitätsprofessur für qualitative Verfahren der empirischen Sozialforschung an der Gesamthochschule Kassel hatte Schütze seit 1980 die erste Professur für qualitative Sozialforschung in Deutschland inne. 1984/1985 folgte ein Forschungsaufenthalt in Princeton. Von 1993 bis 2009 war Schütze Professor für Soziologie/Mikrosoziologie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Zu den Schwerpunkten seiner Arbeit gehören neben der Biografieanalyse die Analyse sozialer Welten und professionellen Handelns. Ein autobiografisch-narratives Interview mit dem Begründer des Verfahrens selbst findet sich in Garz, Kraimer und Riemann (2019).

Zum Interview

Das Interview fand am 1. Juli 2021 im Online-Videoformat statt; es dauerte knapp über zwei Stunden. Die Vorabkommunikation, in der Fritz Schütze der allgemeine thematische Fokus skizziert wurde, erfolgte per Mail und Telefon.

Muriel Barth, damals Forschungspraktikantin am Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum (KKC), hat das Transkript angefertigt und bei der Manuskriptgestaltung für die Artikelfassung assistiert. Dabei wurde der Darstellung des Inhalts mehr Bedeutung beigemessen als der wortwörtlichen Wiedergabe. Die Bearbeitung erfolgte als an Schriftsprache orientierte Glättung und Kürzung. Der chronologische Ablauf des Gesprächs wurde beibehalten.

1 Die Anfänge des autobiografisch-narrativen Interviews

Paul S. Ruppel: Herr Schütze, könnten Sie uns zu Beginn schildern, wie es zu der Idee, der Entwicklung, Durchführung und Umsetzung des narrativen Interviews kam?

Fritz Schütze: (lacht) Die Grundidee findet sich schon in meiner furchtbar langen Dissertation (Schütze 1975), da noch sehr abstrakt. Ich fand die quantitative, standardisierte Sozialforschung recht langweilig und vieles, was dort so abgefragt wurde, ziemlich selbstverständlich. Ich habe selbst an solchen Erhebungen teilgenommen und gemerkt, wie Informant*innen jenseits der anzukreuzenden Rubriken ganz Wichtiges sagten, das in den Fragebogen überhaupt nicht eingehen konnte. Gut, das andere waren qualitative Studien, zum Beispiel *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters* von Popitz, Bahrdt, Jüres und Kesting (2018 [1957]); das war eine wunderbare Untersuchung, die aber immer abhob auf allgemeine Formeln, zum Beispiel auf Topoi wie »wir da unten«, »die da oben«. Ich hatte das Gefühl, dass auch das an der Lebensrealität etwa der Menschen im Ruhrgebiet erheblich vorbeigeht.

So kam ich in meiner sprachsoziologischen Dissertation auf die Idee, dass man die Menschen Geschichten über ihre Erfahrungen erzählen lassen müsse. Anfang der 70er Jahre gab es in Nordrhein-Westfalen die Kommunalreform und ständig Streit zum Beispiel, wenn es um die auf den ersten Blick harmlose Benennung der jeweiligen zusammenzulegenden Gemeinden ging. Wir, Gerhard Riemann und ich, haben so eine Gemeinde, Schloß Holte-Stukenbrock, untersucht, wo darüber erbittert gestritten wurde. Wir stellten dann fest, wie vielfältig involviert etwa Gemeindepolitiker in diesem Streit sein konnten. Das zeigte sich in ihren Erzählungen über die gesamte Geschichte der Gemeindezusammenlegung, die alles andere als harmlos verlief und zu Strafprozessen, zum Beispiel wegen unregelmäßiger Finanzen, führte. Auch Haftstrafen, Enttäuschungen, steile Aufstiege und Herzinfarkte kamen in diesen Geschichten vor und wir stellten fest, wie verwoben sie mit den Lebensgeschichten der Gemeindepolitiker waren. Mir ist hier wichtig, dass ich nicht die Spur einer Idee davon hatte, dass ich sowas wie autobiografische Interviews machen wollte. Ich hatte die Absicht, Erzählinterviews über kollektive Veränderungen und über die damit einhergehenden Verwicklungen der Informanten als wichtige Akteure zu machen. Ich wollte schlicht, wie ein ordentlicher Ethnograf, die Erfahrung der betroffenen Menschen mit bestimmten Problemen erfragen. Dann stellten wir aber fest: Da sind diese Lebensgeschichten. Darauf waren wir überhaupt nicht gefasst.

So gab es dann eine doppelte Forschungsrichtung. Zum einen ging es darum, was beim Erzählen passiert. Was ich gut konnte, war soziolinguistisch und gesprächsanalytisch, damals sagten wir konversationsanalytisch, arbeiten; stark beeinflusst natürlich durch die amerikanischen Ansätze wie *Conversation Analysis* und *Ethnography of Com-*

munication oder *Ethnography of Speaking*. Sie finden bereits in meiner Dissertation die Idee von den Zugzwängen des Erzählens. Also, dass wenn man anfängt, aus eigenen Erfahrungen zu erzählen, man vom »Höcksken aufs Stöcksken« kommt. Das bewahrheitete sich dann auch in Schloß Holte-Stukenbrock und später in Rheda-Wiedenbrück noch mal; da sollten eine protestantische und eine katholische Stadt zusammengelegt werden. Das waren riesige und relevante Gegensätze damals.

Dass es beim Erzählen Strukturen gibt, war schon relativ früh klar. Harvey Sacks, der Begründer der Konversationsanalyse, hatte dazu schon geschrieben, wie auch einige Ethnolog*innen. Nach wie vor blieb aber das Problem, dass wir das Strukturelle der Lebensgeschichten, das immer irgendwie dahinterstand, nicht analysieren konnten. Wir kamen zu der Überzeugung, auch mal schauen zu müssen, wie Geschichten, die thematisch als Lebensgeschichte aufgefasst werden, aussehen. Wir wollten möglichst unobtrusiv vorgehen, also möglichst ohne vorherige Beeinflussung. Wir haben also Freunde gefragt, ob sie Menschen mit einer interessanten Lebensgeschichte kennen. So nahmen wir Lebensgeschichten auf, die zum Teil vier bis acht Stunden dauerten. Wir sahen, dass in diesen Erzählungen so etwas wie sozial-biografische Prozesse zum Ausdruck kommen, aber wir wussten nicht, welcher Ordnung sie folgten. Wir haben uns stark orientiert an den Erzählanalysen von William Labov, einem bedeutenden Soziolinguisten, der mit Joshua Waletzky einen langen Aufsatz über das Erzählen geschrieben hatte (Labov und Waletzky 1967); aber das waren episodale Erzählungen und nicht Erzählungen ganzer Lebensgeschichten. Also entwickelte sich der Gedanke, dass Lebenserzählungen Aneinanderreihungen von Episodenerzählungen sind, aber auch mehr, dass sie nämlich noch eine ganz eigene gesamtbiografische Struktur haben.

Anfangs wussten wir nicht mal, ob Menschen überhaupt aus dem Stegreif ihre Lebensgeschichte erzählen können. Zwar hatte ich durch mein Studium eine gute linguistische und germanistische Hintergrundbildung und natürlich wusste ich über die autobiografische Welle des 18. Jahrhunderts im Gefolge des Methodismus und Pietismus, auch über die englischen Briefromane Bescheid. Aber trotzdem überzeugte uns erst die Empirie, dass auch ein »normaler« Mensch aus dem Stegreif seine Lebensgeschichte erzählen kann.

Das war das eine. Dann wussten wir aber immer noch nicht, wie man die in den autobiografischen Erzählungen auftretenden biografischen Prozesse analysieren kann. In einem völlig verregneten Sommer in Ostfriesland bei meiner Schwester auf dem Bauernhof stellte ich unter Anwendung sequenzialistisch-konversationsanalytischer Methoden fest, dass es so etwas gibt wie Makroindikatoren für Prozessstrukturen des Lebensablaufs, also für biografische Wandlungsprozesse, biografische Handlungsschemata, biografische Erleidensverlaufskurven und institutionelle Ablaufmuster der Biografie, wie zum Beispiel Karrieren; dass es solche suprasegmentalen Markierer (siehe

hierzu etwa Schütze 1984, 2016) gibt, die ein beschränktes Vokabular haben – für die vier genannten Prozessstrukturen jeweils so 50 höhere Prädikate –, die immer wieder vorkommen. Das war dann der Ausgangspunkt, diese Prozessstrukturen des Lebensablaufs zu unterscheiden (Schütze 1981). Es war nicht so, dass ich vorher eine Theorie angelegt hätte, sondern die vier Prozessstrukturen sind aus der empirischen Entdeckung dieser suprasegmentalen Markierer, aus diesen höheren Prädikaten, die es darin gibt, hervorgegangen. Das ist ungefähr die Herkunft.

Und dann haben uns natürlich diese Lebensgeschichten angerührt (lacht). Insofern sind wir auf die schrecklich abstrakteste Art überhaupt dazu gekommen, uns für Lebensgeschichten zu interessieren.

Ich nahm in Gerichtsprozessen teil und habe – darauf bin ich heute noch stolz – einen langen, auf Konversations- und Gesprächsanalyse rekurrierenden Aufsatz über das KDV-Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer vor dem Verwaltungsgericht geschrieben. Aber dieses Instrumentarium ansatzweise auf Lebensgeschichten anzuwenden war schwierig. Anfangs war da eine Nullvorstellung davon, dass autobiografische Erzählungen für die Soziologie wichtig sein könnten.

Pradeep Chakkarath: Herr Schütze, das klingt stellenweise so, als hätten Sie anfangs nur das Methodenrepertoire erweitern wollen, ohne wirklich theoriegeleitet zu sein. Aber geht der Anfang dieser Entwicklung nicht auch mit einem entscheidend veränderten Menschenbild einher?

Fritz Schütze: Ja, das ist mit Sicherheit der Fall, aber ich wollte erst mal darstellen, wie fast schon naiv ich zum autobiografisch-narrativen Interview gekommen bin. Ich ergänze das aber mal.

Meine soziologische Ausbildung war eine stark religionssoziologische Ausbildung bei Joachim Matthes. Ich habe auch Sinologie studiert und mich sehr für Menschenbilder interessiert, auch dafür, wie Menschen sich auf Transzendentes beziehen. Auch dabei war mir klar, dass selbst solche tollen religionssoziologischen und phänomenologischen Bücher wie Thomas Luckmanns *The Invisible Religion* (1967) oder Peter L. Bergers *The Sacred Canopy* (1967) nicht konkret zeigten, wie beispielsweise unsichtbare Religion, eine Grundorientierung von Menschen, ihr Leben prägt. Ich habe eine halbe Dissertation dazu geschrieben, die liegt noch unten im Keller (lacht), so 200 Seiten, und ich merkte, dass ich nicht dazu komme, daraus eine gangbare, empirische Untersuchungsweise zu entwickeln. Schon da war bei mir dieses religionssoziologische Interesse im Hintergrund. Auch weil ich viele der großen Romane, insbesondere die russischen, also Dostojewski und so, gelesen hatte, hatte ich natürlich ein von Ihnen angesprochenes Interesse, was in der üblichen, damals amerikanisch geprägten deutschen Soziologie nicht zu finden war.

Paul S. Ruppel: Ich würde gerne die Rezeption Ihres Interviewansatzes ansprechen. Sie haben Ihr Unbehagen mit der noch immer dominierenden standardisierten Forschung erwähnt. Meine Frage rührt auch daher, dass ich es heutzutage in der Lehre qualitativer Methoden mitunter ungemein schwer finde, Personen, die Forschung in professionellen Kontexten machen, zum Einsatz narrativer oder autobiografisch-narrativer Interviews zu bewegen; häufig steht dann eher das Expert*innen-Interview im Fokus. Wie war in den ersten Jahren die Aufnahme Ihres Forschungsansatzes unter Kolleginnen und Kollegen der Soziologie?

2 »Von Anfang an waren wir Außenseiter«

Fritz Schütze: Von Anfang an waren wir Außenseiter. Das galt sowohl für die Konversations- als auch für die Biografieanalyse. Man konnte damit keine Dauerstelle an der Universität bekommen. Es ist ein absoluter Glücksfall, dass ich nach meiner Habilitation in Bielefeld in Kassel die erste Professur für qualitative Sozialforschung in Deutschland bekommen habe, bezeichnenderweise in einem Fachbereich für Sozialwesen und nicht für Soziologie; eben in einer professionellen Umgebung, wo es um Fallstrukturen und damit auch immer um biografische Prozesse geht. Sicherlich hat mir die Entwicklung des narrativen Interviews (u. a. Schütze 1977, 1983) geholfen, diese Stelle zu kriegen. Ich würde aber sagen, dass ich mit den gesprächsanalytischen Arbeiten in den 70er Jahren sehr viel erfolgreicher war. Die wurden vor allem in den Nachbarwissenschaften, insbesondere in der Linguistik, sehr anerkannt, während diese biografieanalytischen Zugänge für die Linguist*innen schon zu weit von ihren Kerninteressen entfernt waren. Das waren zu große Strukturen, die sie nicht so interessierten. Und innerhalb der Soziologie war die Beschäftigung mit Lebensgeschichten, jedenfalls in Deutschland, relativ schwierig. Natürlich gab es amerikanische Arbeiten wie die von Kai Erikson, dem Sohn von Erik Erikson. Kai Erikson hatte einen Staudammbruch in den Appalachen untersucht; die ganzen Schlammmassen aus einem Bergwerk waren durch den Dammbruch die Berge runtergekommen, wie das in der Folgezeit vielerorts auch sonst noch in verschiedenen Gegenden der Welt passiert ist. Erikson war dann als Sachverständiger vor Gericht geladen. Er hatte Lebensgeschichten der Menschen und ihre Erfahrungen aufgenommen. Es gab leider noch ein zweites Unglück über das der Flut hinaus: dass nämlich die Rettungsorganisationen die Menschen, die ihre Häuser verloren hatten, zwei Jahre lang in Containern völlig unabhängig von ihren früheren Nachbarschaften zusammenpferchten. Solche Untersuchungen waren in Deutschland völlig unbekannt. Ich will nicht bestreiten, dass das narrative Interview relativ schnell Interesse fand, aber ich würde mal ganz scharf sagen, dass mich in den ersten Jahren die Nachbarfachbereiche gerettet haben, ob das nun die Sozialarbeit oder die Erziehungswissenschaft war;

und natürlich in den 70er Jahren in der Gesprächsanalyse die Linguistik. Einer meiner engsten wissenschaftlichen Freunde ist bis heute Werner Kallmeyer, der die Abteilung Sprache und Gesellschaft im Institut für Deutsche Sprache in Mannheim geleitet hat. Mit ihm habe ich sehr viel auf der gesprächsanalytischen Ebene gearbeitet. Heute ist es nicht mehr ganz so schwierig, aber ich habe nie das Gefühl verloren, dass man mich in der Soziologie marginalisieren wollte. In der Erziehungswissenschaft dagegen, auch wenn sich dort die von Ralf Bohnsack (1989) begründete dokumentarische Methode, ein etwas einfacher zu handhabendes Analyseverfahren, durchgesetzt hat, das nicht solche soziolinguistischen Analysetechniken wie die von mir vorgeschlagenen voraussetzt, ist doch nach wie vor die Anerkennung recht groß. In der Soziologie gibt es allenfalls eine randseitige Anerkennung, auch wenn viele Entdeckungen gemacht werden, etwa in der Professionssoziologie, die ohne das autobiografisch-narrative Interview überhaupt nicht denkbar wären. Aber ich habe es ja irgendwie geschafft (lacht), mich an der Uni am Leben zu halten und insofern möchte ich nicht klagen.

Pradeep Chakkarath: Um an dieses Thema anzuschließen: Sie haben Gründe identifiziert, warum etwa Gesprächsanalysen in der Soziologie und in der Linguistik erfolgreicher waren als die Narrationsanalyse; und Sie sagten, dass die großen Strukturen, auf die die Narrationsanalyse zielt, den Linguist*innen *zu* groß waren und den Soziolog*innen zu sehr das Kollektive unterschätzend. Könnte das nicht auch mit einer grundsätzlichen methodologischen Ausrichtung der Soziologie zu tun haben? Dort ist man ja auf eine gewisse Art und Weise – korrigieren Sie mich, wenn ich das falsch sehe – nicht so sehr auf das Individuum und seine Subjektivität fokussiert; vermutlich aus einer insgeheimen Befürchtung, dass man dann das Individuum beziehungsweise das Subjekt aus dem Gesellschaftlichen heraushebt und dann in einem Kontext betrachtet, der für die Soziologie plötzlich weniger interessant wird. Das narrative Interview legt aber sehr viel Wert gerade auf die Subjektivität, was übrigens einer der Gründe ist, warum das für die Psychologie so interessant wird. Was würden Sie denn sagen, wenn man an Leute wie Norbert Elias und ihre Figurationstheorien denkt, oder an Netzwerktheorien, in denen Individuen kommunikativ verbunden sind, wenn man die Gruppendiskussion als Methode nimmt, in der es auch darum geht, das Individuum als sozialen Kommunikator im Geflecht mit Anderen zu sehen: Steht da das narrative Interview nicht ein bisschen quer dazu und könnte nicht das ein Grund sein, warum man sich damit nicht so recht anfreunden konnte?

Fritz Schütze: Darüber habe ich noch nie so nachgedacht, ehrlich gesagt. Sicher, das Gruppendiskussionsverfahren ist viel näher an der Soziologie. Es hat in der Industriesoziologie, also Werner Mangold (1960) und so weiter, eine ganz wichtige Rolle gespielt. Auch Robert Merton, einer der größten Soziologen, hat das unter dem Titel »Focussed Interview« (Merton und Kendall 1979 [1946]) benutzt. Bei Elias würde ich das anders

sehen. Die Figurationssoziologie ist im weitesten Sinne person- und netzwerkorientiert, es geht um die Beziehungen zwischen Menschen, die wiederum je spezifische individuelle Lebenssituationen und Lebensgeschichten haben. Innerhalb des symbolischen Interaktionismus ist parallel das Konzept der sozialen Welten entwickelt worden, eine im Grunde Elias'sche Figuration, in der es um die Beziehungen zwischen individuellen Akteur*innen und sozialkulturellen Kollektiven geht. Insbesondere professionelle Sozialwelten haben dann später für das autobiografisch-narrative Interview eine zentrale Anwendungsrolle gespielt. Wer sich an Elias orientiert, würde insofern keine Bedenken haben, sich mit dem narrativen Interview zu beschäftigen. Ich glaube, bei der Soziologie spielt grundsätzlich die emphatische Betonung der allgemeinen Sätze im Sinne von abstrakten Allgemeinfeststellungen eine Rolle, die sozusagen eine theoretische Qualität haben könnten und die – meiner Meinung nach – fälschlich oft zu eng mit Repräsentativitätsaussagen in Verbindung gebracht werden. Dass es Sinn ergeben könnte, Lebensgeschichten in ihrer individuellen Form zu betrachten und darin gesellschaftlich allgemeine Prozesse feststellen zu können – das entweder im Sinne der abstrakten Mechanismen oder im Sinne der gesellschaftlichen Verbreitung oder mitunter auch in beiderlei Sinn zugleich –, ist für »normale« Soziolog*innen schwierig vorstellbar. Natürlich gibt es heute Soziolog*innen, die das goutieren können, aber es gehört nicht zur Tradition der Soziologie, anders als zum Beispiel in der Ethnologie. Auch in der qualitativen Soziologie wird der kontrastive Vergleich stark betont, das kommt natürlich von Glaser und Strauss her, von der »Constant Comparative Method« (Glaser 1965; Glaser und Strauss 1967). Dabei wird bei der Popularisierung der Grounded Theory manchmal vergessen, dass in den klassischen Einzelfallanalysen, wie die Chicagoer Soziolog*innen sie durchgeführt haben, zum Beispiel in dem großen Buch *The Polish Peasant in Europe and America* (Thomas und Znaniecki 1996 [1918–1921]) oder Clifford Shaws *The Jack-Roller* (1930), zumindest tendenziell allgemeine Mechanismen im abstrakten, tentativ universalistischen Sinne oder auch konkreter kollektivitätsbezogen bezogen auf die polnische bzw. die amerikanische Gesellschaft in den ersten eineinhalb Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entdeckt wurden und überhaupt erst entdeckt werden konnten, indem man tief in die Einzelfälle hineinging. Selbst für qualitative Soziolog*innen ist das heute oft schwierig zu kapieren. Da sehe ich jetzt mit Ihnen so eine Seelenverwandtschaft, weil Sie da so eine größere Wertschätzung haben.

3 Die Durchführung und Analyse von Interviews als kommunikative Aufgabe

Paul S. Ruppel: Inwiefern sehen Sie spezielle persönliche Forschungsstile als förderlich für die Durchführung von narrativen Interviews? Heute wird das narrative Interview

von unterschiedlichsten Personen in unterschiedlichsten Disziplinen zu unterschiedlichsten Anliegen, oft auch nur als Erhebungsmethode angewandt. Inwieweit handelt es sich um eine Erhebungsmethode, die quasi von jedermann und jederfrau durchgeführt werden kann?

Fritz Schütze: Für mich war schon in den 70er Jahren klar, dass es sich um einen kommunikativen Stil der Sozialforschung handelt. Wir haben es auch mal »kommunikative Sozialforschung« genannt (vgl. etwa Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976). Da stellte sich aber heraus, dass das über-inklusiv ist, deshalb haben wir dann auf diesen Begriff verzichtet. Um ein narratives Interview durchzuführen, muss man natürlich kommunikative Aufgaben bewältigen, die eine bestimmte Grundkompetenz voraussetzen. Man muss eine Vertrauensgrundlage schaffen, man muss Sensibilität für die Interaktionspostulate haben, man muss den anderen erreichen können, er muss sich zutrauen, die Aufgabe auch bewältigen zu können, denn das ist ja eine ziemlich große Sache, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Viele Menschen haben dann auch die Vorstellung »Ich bin doch gar nicht wichtig, was soll das überhaupt?«. Da ist dann erst mal so eine Grundproblematik des Ermutigen-Könnens. Es gibt aber auch Menschen, die ein autobiografisch-narratives Interview nicht gut führen können. Ich habe sie selten getroffen, vielleicht auch wegen der Selbstselektion, die mit meiner Lehre und meinen Studierenden verbunden ist. Im Grunde sind aber die erforderlichen Kommunikations- und Kompetenzgrundlagen universell verbreitet. Es ist, wenn man ein bisschen eingeübt ist, eines der unverwütllichsten Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Eine ordentliche Gruppendiskussion durchzuführen, ist sehr viel schwieriger, was die kommunikativen Aktivitäten anbelangt. Es gibt allerdings auch beim narrativen Interview für voll Eingeweihte manchmal gewichtige Gründe, dass es nicht klappt. Ich habe versucht, in den 80er Jahren in Amerika ehemalige Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg zu interviewen. Ich bin da einmal 100 Kilometer zu einem Veterans' Hospital gefahren. Dann komme ich zu diesem Veteranen – er war kurz zuvor am Herzen operiert worden – und da sagt er: »Herr Schütze, nehmen Sie es mir nicht übel, ich merke jetzt, ich kann das nicht.« Solche Sachen gibt es. Ich habe versucht, in den 70er Jahren mit jungen Israelis autobiografisch-narrative Interviews zu machen, da war es auch einmal so, dass die Person merkte, dass sie das nicht konnte, mir als damals noch jungem Deutschen gegenüber. Das sind seltene Fälle; an sich handelt es sich beim narrativen Interview jedoch um ein universell handbares Erhebungsverfahren. Ich kann mich noch erinnern, als die Boatpeople, also die Tonkin-Chinesen aus Vietnam, kamen. Trotz ihrer minimalen Deutsch- und Englischkenntnisse und mit meinen minimalen modernen Chinesischkenntnissen – ich hatte ja nur klassisches Chinesisch studiert – lief das ganz wunderbar.

Was die Analyseaktivitäten und -interaktionen bei narrativen Interviews anbelangt: Ich möchte noch sagen, dass wir schon sehr früh mit Werner Kallmeyer in der Ge-

sprächsanalyse, aber dann auch für die Biografieanalyse Forschungswerkstätten gegründet haben. Auch Oevermann hat so etwas gemacht. Ich habe vor Kurzem einen Artikel geschrieben über die Arbeiten der Forschungsgruppe von Anselm Strauss zur »Social Organisation of Medical Work« Ende der 70er Jahre (Schütze 2021). Da gab es das auch schon. Zu einer Forschungswerkstatt gehört, wenn es sich um autobiografisch-narrative Interviews handelt, dass die Teilnehmenden erst mal auf die Lebensgeschichte eines Menschen reagieren, die da in der Transkription vorliegt; dass sie sozusagen mit dieser Person imaginativ in Interaktion treten. Das ist die wesentliche Grundlage und dann entwickelt sich Sensibilität für die Feinheiten der Kommunikation, für mehr oder weniger verdeckte, kommunikativ-sprachlich Signale. Das gehört alles eng zusammen. Ich habe Menschen gehabt, die es in Forschungswerkstätten nicht gepackt haben, diese mehrfache Form der Interaktionsbeziehung auszuhalten, einerseits mit der Person, die da in der Interviewtranskription mit ihrer Lebensgeschichte erscheint, aber auch mit den verschiedenen anderen Teilnehmer*innen, die sich über die Interviewtranskription beugen, um Kontakt aufzunehmen und die unterschiedlichsten Betrachtungsperspektiven zu triangulieren. In einigen Fällen musste ich dann auch Vorsorge treffen, dass die nicht die Forschungswerkstatt kaputt machten. Da habe ich bisher nicht so darüber nachgedacht, da haben Sie mit Ihrer Frage aber sicherlich einen wichtigen Punkt berührt.

4 Die eigene Lebensgeschichte zu erzählen ist nicht normal, aber es funktioniert

Pradeep Chakkarath: Herr Schütze, bevor wir später die Bedeutung des Narrativen auch für die Psychologie betrachten, würde mich noch etwas interessieren, was im Prinzip auch psychologisch relevant ist. Sie haben erzählt, dass ein narratives Interview wahrscheinlich universell klappt und im Prinzip legt auch die Empirie das nahe. Dessen ungeachtet könnte man aber sagen, dass bei einem solchen narrativen Interview auch eine sehr ungewöhnliche Situation konstruiert wird, denn die meisten von uns werden ja selten dazu aufgefordert, möglichst lange und ununterbrochen einfach eine Erzählung abzugeben. Das heißt, unter einem methodologischen Gesichtspunkt könnte man kritisch einwenden, dass diese Situation eine von Wissenschaftler*innen künstlich geschaffene ist, in der zwar Interessantes passieren kann, von dem aber nicht klar ist, wie es unter einer fachlichen Perspektive in den gesamten Rest gehört. Wie bringt man das, was man da an Erkenntnissen schafft, wieder zurück in die normale Ökologie des Menschlichen?

Fritz Schütze: Das ist wieder eine tolle Frage. Ursprünglich hatte ich quasi eine Idealvorstellung von unobtrusivem Vorgehen, dass ich zum Beispiel noch nicht mal im

Zuge der Informant*innenauswahl sagen konnte bzw. wollte, weshalb gerade dieser Mensch ausgewählt wurde. Faktisch war es aber schon damals bei den ersten Versuchen mit dem narrativen Interview mit der Informant*innenauswahl ganz anders. Ich habe Freunde gefragt, ob sie Menschen mit interessanten Lebensgeschichten kennen, und danach ausgewählt. Das autobiografisch-narrative Interview ist natürlich ein hoch paradoxes Verfahren. Sie haben recht, normalerweise lebt man mehr oder weniger bewusst oder unbewusst mit seiner Lebensgeschichte, die man in Teilen – in bestimmten Situationen, die für einen schwierig oder auch besonders schön waren – ansatzweise erzählt hat, aber normalerweise würde man nicht die Lebensgeschichte insgesamt erzählen. Trotzdem funktioniert das Interview ganz überwiegend unheimlich gut. Das hängt sicherlich damit zusammen, dass die Forscherin oder der Forscher ein Mensch ist, der einem als Informant*in selbst fremd ist, der aber eine Vertrauensbasis herstellen kann, dem dabei vielleicht auch – und normalerweise ist das der Fall – durch ein Netzwerk von dazwischengeschalteten Vertrauenspersonen geholfen wurde. Menschen, die so ein Interview nicht führen können, die können mit den Paradoxien nicht umgehen. Prinzipiell aber klappt das Interview. Gesprächspartner*innen verstehen, dass sie hier eine ungewöhnliche Gelegenheit haben, ihre Lebensgeschichte am Stück zu erzählen. Normalerweise, trotz aller Bewegungen, die in der Erzählung der Lebensgeschichte enthalten sein können, haben die Betroffenen hinterher ein Gefühl der Gestaltschließung, also der Erleichterung, der Freude, dass sie sich ihre Lebensgeschichte klarmachen konnten. Wissenschaftliche Gesprächspartner*innen werden dann sozusagen zu einer Art interessiertem Spiegel. Es tauchen dann bei den Interviewer*innen sogar große Dankbarkeitsgefühle gegenüber den Informant*innen auf, die natürlich diese ganzen Paradoxien bewältigen müssen. Es muss dann in der Analyse die Beziehung zwischen der biografischen Gesamtformung, mit der man als Informant*in lebt und die in der Lebensgeschichte zum Ausdruck kommt, und dem Alltagsleben, das man normalerweise führt, hergestellt werden. Das heißt, man muss dann in der sozialwissenschaftlichen Analyse die Erdung der Lebensgeschichte im Alltagsleben wiederherstellen. Das können Forschende aber ganz gut leisten. Auch das hat etwas Paradoxes, ist aber auch sehr anregend. Das führt dann beispielsweise zur Frage: Was sind eigentlich die Versatzstücke von biografischer Gesamtsicht, die unser Alltagsleben gestalten? Die Forschung dazu ist nicht sehr weit gediehen, da könnte sehr viel mehr geschehen. Ich finde das wichtig, dass Sie diese Frage gestellt haben.

Pradeep Chakkarath: Ich wollte ja noch einen Blick in die Psychologie werfen. Ich fand interessant, wie Sie über die Beziehung zwischen der narrativen Interviewerin bzw. dem Interviewer und der erzählenden Person geredet haben; über eine Beziehung, die auch in der Art und Weise, wie Sie sie beschrieben haben, an eine andere Konstellation denken lässt, die aber eher im therapeutischen Setting zu Hause ist: nämlich an das

Gespräch zwischen Analytiker*in und Patient*in. Auch da geht es darum, wie sich die Therapeutin oder der Therapeut einstellt, mit welcher Haltung sie oder er zuhört, wie sie oder er mit diesen Erzählungen umgeht und sie dann wie ein Spiegel zurückgibt. Würden Sie sagen, dass da irgendwelche Vergleichsmomente sind, Ähnlichkeiten, aber auch Diskrepanzen, mal abgesehen davon, dass Sie ihre Befragten wahrscheinlich nicht therapieren wollen? Aber was die Gesprächsstruktur, das Setting, das Ungewöhnliche angeht, wo die Patient*innen und auch die Therapeut*innen danach wieder in ihre normalen Biotope zurückkehren müssen, da liegen meiner Wahrnehmung nach sich aufdrängende Ähnlichkeiten, oder nicht?

Fritz Schütze: Ja, das ist sicherlich der Fall. Ich muss aber betonen, dass, als ich anfang, dieses narrative Interview zum autobiografisch-narrativen Interview zu entwickeln, ich überhaupt keine Impulse von der Psychoanalyse oder anderen Ausrichtungen hatte. Es war umgekehrt so, dass Psychologiestudierende oder psychoanalytisch orientierte Leute zu mir kamen und wissen wollten, wie man ein narratives Interview macht und analysiert. Dazu kam es relativ früh, auch weil in Kassel im Fachbereich Sozialwesen mehrere wichtige Psychoanalytiker waren, zum Beispiel Dieter Eicke, der bei Michael Bálint studiert hatte und das Bálint-Verfahren der Gruppensupervision in Deutschland entwickelt hat. So bin ich in solche Fragen, wie Sie sie soeben gestellt haben, schon damals partiell einsozialisiert worden. Inzwischen spielt das für mich sogar eine sehr wichtige Rolle. Ich bin mir nicht sicher, wie viel Raum Psychoanalytiker*innen, Psychiater*innen und Psycholog*innen Patient*innen tatsächlich geben, ihre oder seine Lebensgeschichte zu erzählen. In der Untersuchung von Gerhard Riemann (1987) über *Das Fremdwerden der eigenen Biographie*, der autobiografisch-narrative Interviews mit Patienten in einer psychiatrischen Klinik gemacht hat, brachten die behandelnden Psychiater eine starke Ablehnung in Richtung biografieanalytischer Gesamtbetrachtungen zum Ausdruck. Ich weiß, dass in der schottischen Schule der Psychologie Lebensgeschichten eine große Rolle spielen. Ich habe auch mal – allerdings nur sehr punktuell und vermittelt durch den Psychosomatiker Jörg Frommer – mit David L. Rennie in Montreal zusammengearbeitet. Ich weiß, dass es in den angelsächsischen Ländern viel stärker verbreitet ist, im Rahmen von therapeutischen Gesprächen tatsächlich Lebensgeschichten zu erheben. Ich habe mit Jörg Frommer auch über fast 20 Jahre eine intensive Zusammenarbeit in Magdeburg gehabt. Er ist Psychoanalytiker, war Direktor einer psychosomatischen Klinik und hat selbst eine Reihe von Untersuchungen mit dem autobiografisch-narrativen Interview gemacht. Wir haben mit ihm auch oft in Werkstatt Sitzungen zusammengearbeitet. Sofern der Lebensgeschichte in therapeutischen Settings Raum gegeben wird, gibt es da in Psychologie und Psychotherapie eine ganz enge Beziehung zu dem, was wir machen.

Ich möchte auf einen Unterschied hinweisen, was therapeutische Gespräche anbelangt. Immer wenn ich psychotherapeutische Studierende ins narrative Interview einführen sollte, gab es das Problem, dass sie spiegeln wollten, also reformulieren, was die oder der Patient*in oder Klient*in sagt. Es war relativ schwierig, ihnen das abzugewöhnen. Sie haben völlig unterschätzt, dass das Spiegeln sehr stark prädestiniert, was die Klientin oder der Klient als Nächstes sagen wird. Damit möchte ich nicht das Spiegeln als solches abwerten. Doch ist die Grundstruktur etwas anders und das kann sehr nützlich sein in der Psychotherapie. Die Basis beim Spiegeln ist das Beschreiben innerer Zustände. Nur hat das Kommunikationsschema der Beschreibung grundsätzlich andere Regeln als das des Erzählens. Damit da nicht so ein Schema-Salat entsteht, habe ich immer hart arbeiten müssen, dass diese Studierenden auf das Spiegeln verzichteten (lacht).

Eine andere Sache möchte ich nur kurz andeuten: Nach und nach bin ich natürlich auch tiefer hineingerutscht in die Unordnungsphänomene beim Erzählen. Das Erste, was ich entdeckt hatte, waren die sogenannten Hintergrundkonstruktionen. Ich erinnere mich an eine polnische Studentin, die erzählte, sie sei zur Zeit Volkspolens zur Promotion nach Deutschland gegangen, um zunächst aus ihrer stark kontrollierenden Familie herauszukommen – dann sagte sie: »Ach, ich habe noch vergessen darüber zu sprechen, dass es mit den Pässen immer Schwierigkeiten gab.« Dann kommt, wie man damals bei der Passbeantragung – auch anderen passierte das – zum Geheimdienststoffizier hineingerufen wurde, der einen dazu bewegen wollte, zu unterschreiben, dass man regelmäßig Meldung macht. (Die Informantin hat nicht unterschrieben.) Solche Hintergrundkonstruktionen können auf verschiedene Arten mit Erzählunordnung zusammenhängen.

Nach und nach merkte ich, dass meine psychotherapeutisch und psychoanalytisch orientierten Kolleg*innen sich auch für Unordnungsphänomene interessierten. Da gab es dann auch so wechselseitige Anregungen. Ich habe dann auch selbst immer stärker auf solche Phänomene des einführenden Zuhörens geachtet. Auch in der Analyse gibt es da sicherlich Annäherungen.

5 Über den Umgang mit dem, was nicht gesagt wurde

Paul S. Ruppel: Da Sie gerade vom »einführenden Zuhören« sprachen: In der qualitativen Sozialforschung wird für gewöhnlich zwischen der Phase der Datenerhebung und der Datenauswertung getrennt. Der psychoanalyse-affine Kulturpsychologe Ernst Boesch (2006 [1977]) sagt dagegen, er höre sich von Personen die freie Assoziation an und spüre dann unterschiedlichen Konnotationen nach. Er ahmt ein bisschen einen therapeutischen Kontext nach. Üblicherweise würden wir sagen, dass die Analyse und

das intensive Nachdenken *nach* dem Zuhören erfolgt. Aber was Sie gerade über das einführende Zuhören sagten, hört sich für mich an, als würde da schon *während* des Prozesses mehr gedeutet und interpretiert. Meine Frage dazu wäre: Wie ist eigentlich der Umgang mit so etwas wie Atmosphärischem, Abwesendem, Nicht-Gesagtem, Angedeutetem, mit Verschwiegenem? Da haben wir ja wahnsinnige Probleme, wenn wir das später nicht als Daten auf dem Tonband haben. Gibt es da Zugänge, die Sie selbst erprobt haben? Inwiefern würden Sie das narrative Interview diesbezüglich als kompatibel erachten?

Fritz Schütze: Erst mal gehört zu einem guten autobiografisch-narrativen Interview ein ethnografischer Bericht über die Interviewsituation, der solche atmosphärischen Aspekte erfasst. Was das Interview selbst anbelangt, gehört es zur Regel – die ich auch nach wie vor für richtig halte –, dass bis zur Erzählkoda der Anfangserzählung der Informant*innen »Das war's Herr Schütze. Nicht viel, aber immerhin« und dem diese Erzählkoda vielleicht ergänzenden Kommentar keine thematisierenden Interventionen der sozialwissenschaftlichen Zuhölerin oder des Zuhörers kommen. Wenn sie bzw. er keine gute Zuhölerin oder Zuhörer mehr sein kann, dann muss sie bzw. er natürlich nachfragen. Aber wenn das nicht der Fall ist, und in den meisten Fällen ist das nicht der Fall, würde sie bzw. er nur Kommunikationssignale sympathetischer Zirkularität geben, also gut zuzuhören und mitzudenken. Die Nachfragen kommen danach. Das ist sicherlich anders als in vielen psychotherapeutischen Gesprächen. In einer allgemeineren gesprächsanalytischen und auch narrationsanalytischen Haltung sind auch Therapiegespräche mit unseren soziolinguistischen Methoden sehr gut analysierbar; ich habe so etwas öfter mit Psychotherapeut*innen gemacht. Natürlich gibt es auch in der an Freud orientierten Psychoanalyse das Prinzip der Zurückhaltung, was wir auch von den Bálint-Gruppenleitenden kennen. Da ist wieder eine sehr enge Wahlverwandtschaft, doch sehe ich im monologischen Charakter des ersten Teils des narrativen Interviews einen wesentlichen Unterschied.

Zweitens zu Ihrer Frage: Man kann mit soziolinguistischen, also im weitesten Sinne gesprächsanalytischen Methoden auch sehr viel aus dem Interviewtext selbst herausarbeiten, was »normalen« Sozialwissenschaftler*innen, die das mal so kurz eben lesen, völlig verschlossen ist. Wenn ich in Forschungswerkstätten ein Interview von jemandem anderen analysiere, von einem Menschen, den ich nie persönlich getroffen habe, dann habe ich das Gefühl, dass ich den sehr gut kenne. Ich kann auch aus meiner Form der Analyse viele Aspekte der Interaktionssituation der Interviewerhebung erschließen. Das steht natürlich immer auch in Verbindung mit Fingerspitzengefühl, also mit Gefühl, aber für mich als Empiristen ist das auch immer etwas, was in entsprechenden Textindikatoren und parasprachlichen Erscheinungen begründet sein muss. Das hindert meine Form der Analyse daran, wirklich weitverbreitet zu sein, weil ich

doch immer möchte, dass man auch die sprachlichen, die kommunikativen Strukturen sehr genau analysiert. Aber das bringt mir dieses zusätzliche Einfühl-Element.

Pradeep Chakkarath: Wenn ich noch mal auf einen Punkt zurückkommen darf, der in Paul Ruppels Frage enthalten war, aber in Ihrer Antwort etwas untergegangen ist: Im psychoanalytischen Gespräch – so wird das jedenfalls gerne behauptet – gilt das Interesse dem, was erzählt wird, aber ebenso dem, was nicht erzählt wird. Durch gleichschwebende Aufmerksamkeit auf das Gesagte soll man quasi wie ein Detektor auch für diese Stellen sensibel sein. Wie stark ist auch das Interesse der narrativen Interviewerin oder des Interviewers an dem, was *nicht* gesagt wird?

Fritz Schütze: Es spielt immer eine Rolle. In jeder Forschungswerkstattssitzung, in der wir ein autobiografisch-narratives Interview haben, wird diese Frage gestellt. Ich habe so ein bisschen Hemmungen, das als »Nicht-Gesagtes« zu bezeichnen, weil so irrsinnig viel ganz indirekt oder nur symptomatisch im Erzählvorgang zum Ausdruck kommt. Es wird ja irgendwie gesagt oder zumindest insinuiert. Aber vieles, was durch Analysen der verschiedenen Arten von symptomatischem und indirektem Ausdruck, Unordnung im Erzählablauf, Korrekturen und so weiter zum Ausdruck kommt, wird auch sichtbar durch das im textuellen Verlauf Ausgeblendete – das ist so ein zentraler Ausdruck für mich, ich spreche nicht vom Unbewussten, das kann ich mir nicht zutrauen. Aber dieses »fading out« oder das »Ausgeblendete«, das ist eine zentrale Sichtweise bei mir. Das würde, glaube ich, in vielen Fällen dem entsprechen, was Psychoanalytiker*innen das »Nicht-Gesagte« nennen würden.

Pradeep Chakkarath: Ja, das meint die Psychoanalyse ja auch.

Fritz Schütze: Ja (lacht).

Paul S. Ruppel: Ich habe Sie ein paar wenige Male erleben dürfen als Leiter von Forschungswerkstätten, bei der »Meisterklasse Qualitative Methoden der Sozialforschung und Kulturanalyse« am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen, auch mal beim »Magdeburger Methodenworkshop«. Sie haben gerade gesprochen von Fingerspitzengefühl, von Sensibilität; vielleicht kann man auch sagen »Antennen haben«. Ich habe unterschiedlichste Personen als Leitung von Forschungswerkstätten erlebt, aber nie jemanden wie Sie, der quasi das Drehbuch der Biografie oder – wenn es mal ein Paarinterview war – die Beziehungsformungen so präsent vorliegen hatte. Ich habe den Eindruck, Sie verinnerlichen die Geschichten wie ein Regisseur, der eine Idee hat, wie der Ablauf und so weiter aussieht. Ich wollte das mal kommunizieren, weil über dieses Nicht-Gesagte zu sprechen, da würde ich mitgehen, das ist wahnsinnig

schwierig. Sie haben aber dieses Wissen um Strukturen. Daneben scheint mir aber noch etwas mehr zu sein: Diese Personen, die Sie selbst imaginierend zum Leben erwecken, entfalten sich nicht aus dem reinen Umgang mit Textfragmenten, die wir ja auch sequenziell analysieren können. Das erleben zu dürfen, war für mich eine große Bereicherung. Es fällt mir nicht leicht, daraus eine Frage zu formulieren, aber scheint da nicht noch mehr zu sein als das, was wir methodisch-technisch bezeichnen können? Da ist noch etwas anderes im Umgang mit den »Daten«, was ich bei Ihnen meine, wahrzunehmen.

6 »Respekt gegenüber der Person, die in Form der Transkription vor uns liegt«

Fritz Schütze: Also ich habe selten ein so tolles Kompliment bekommen, da bin ich Ihnen sehr dankbar dafür.

Es ist wichtig, dass wir mit der in der Transkription zum Ausdruck kommenden Lebensgeschichte und auch der Persönlichkeit des Menschen interagieren. Dabei ergibt sich dann eine Vorstellung von diesem Menschen. Das mag auch etwas Dramaturgisches haben, das ist denkbar. Ich lese sehr gerne Romane, ich lese auch gerne vor. Ich könnte wahrscheinlich ein Proseminar zur englischen Romanliteratur des 19. Jahrhunderts geben, weil ich tatsächlich mit Figuren wie Emma bei Jane Austen oder Esther in *Bleak House* von Charles Dickens mitlebe. Ich habe in meiner Jugend fünf Jahre im Krankenhaus verbracht und es war toll, dass ich diese großen Romane lesen konnte. Mit denen habe ich sozusagen als Interaktionspartner mitgelebt. Das mag eine Rolle spielen in der Art, wie ich jetzt in der Forschungswerkstatt vorgehe. Mir ist der Respekt gegenüber der Person, die in Form der Transkription vor uns liegt, ganz wichtig. Mir ist wichtig, dass da nicht so ein kritisches, zynisches, aufdeckendes Sprechen von oben herab, so eine Art schlechte detektivische Haltung zum Ausdruck kommt. Ich habe immer darauf geachtet, dass solche Abwertungen nicht erfolgen; auch darauf, dass da nicht plötzlich mir nichts, dir nichts diffamierende höhere Prädikate auf bestimmte Erscheinungen in den Interviews angewandt werden. Alles, was gesagt werden muss, muss auch empirisch begründet sein. Grundsätzlich ist Respekt vor der Person der Informantin bzw. des Informanten erforderlich. Ich hatte normalerweise in den Interviews, die mir gebracht wurden, aber auch in meinen eigenen Interviews, mit Menschen zu tun, die ich grundsätzlich achten kann, auch wenn sie des Öfteren große Schwierigkeiten hatten und auch anderen Menschen Schwierigkeiten gemacht haben. Wo ich aber eine Leerstelle habe: Ich habe nie mit Menschen wie Nazi-Schergen autobiografisch-narrative Interviews durchgeführt. Ich bin da völlig ratlos, wie ich mich da verhalten würde. Da würde das, glaube ich, nicht gelingen.

7 Von der Kulturalität des Erzählens

Pradeep Chakkarath: Herr Schütze, ich wollte Sie eigentlich jetzt direkt in den psychologischen Bottich werfen, aber aufgrund Ihrer Antwort habe ich doch noch eine andere Frage im Vorfeld. Sie haben vorhin festgestellt, dass das narrative Interview wahrscheinlich ein Instrument ist, das relativ unproblematisch universell Anwendung finden kann.

Fritz Schütze: Ja, das ist aber auch bezweifelt worden. Mein eigener akademischer Lehrer Joachim Matthes hat das immer bezweifelt.

Pradeep Chakkarath: Diese Skepsis von Herrn Matthes möchte ich mal kurz lebendig machen, trotz der zustimmungsfähigen Auffassung, wonach universell gelte, dass jeder Mensch, mit Ernst Boesch (2000) gesprochen, ein »homo narrator«, oder, wie Alasdair MacIntyre (1984) sagt, ein »story-telling animal« ist. Gerade eben haben Sie von Ihrer Begeisterung für große, zum Beispiel englische und russische Romane erzählt. Es geht da ja um kulturell etablierte Formen der Erzählung. Natürlich kann man da auch Ähnlichkeiten erkennen in den Stoffen oder auch in den Figurenzeichnungen. Wenn es stimmt, dass es auch kulturelle Prägungen von Literatur und Texten im Allgemeinen gibt, könnte es dann nicht sein, dass Sie auch als Interviewer im Hintergrund diese kulturelle Ausstaffierung haben, mit der Sie, wie Paul Ruppel sagt, dann auch als Regisseur oder Dramaturg in das Geschäft des narrativen Interviews gehen? Könnte es nicht sein, dass Interviewer*innen, die in anderen kulturellen Kontexten sozialisiert und enkulturalisiert worden sind, andere Dramaturgien vornehmen? Dass die ein narratives Interview führen können, glaube ich schon auch. Wenn es aber dann um das Einhaken, um das Zuhören, um bestimmte Dinge, die einem mehr auffallen als andere, um das Interpretieren der Daten geht, könnten da nicht kulturelle Aspekte doch auf nicht-universelle Strukturen verweisen?

Fritz Schütze: Ich glaube, dass es unbedingt kulturelle Darstellungsmuster gibt, die anders sind als die orientierungsrelevanten in europäischen Kulturen. Ich habe dazu leider viel zu wenig Erfahrung. Ich habe ein paar Interviews mit Menschen aus China gemacht, auch aus Mexiko – natürlich können die alle autobiografisch erzählen, aber mit Sicherheit gibt es unterschiedliche Muster und Dramaturgien. Ich glaube nur nicht, dass die erwähnten grundsätzlichen Prozessstrukturen sich auflösen würden.

Dessen ungeachtet sehe ich große Mängel in der Analyse von Stilen, die beim Erzählen eine Rolle spielen. Da muss noch viel mehr geschehen, aber das werde ich in meiner Lebenszeit leider nicht mehr hinkriegen können (lacht). Ich weiß aber, dass das von großem Interesse ist. Ich habe ein paar Sachen vorbereitet, was das literarische

Erzählen betrifft, die ich hoffentlich noch veröffentlichen kann, aber das ist ein Gebiet der Zukunft. Ich habe nur einmal eine kleine Arbeit veröffentlicht über eine Frau, die von Joachim Matthes und einer Tamil-Inderin in Singapur interviewt worden ist. Die Interviewte war ebenfalls Tamilin, in Singapur also Angehörige einer relativ kleinen Minderheit. Diese Frau hat eine klassische autobiografische Erzählung gegeben. Es gibt Besonderheiten, die ich aber eher in schwierigen sowohl biografischen als auch kollektiven Strukturen sehen würde, in denen sie steckte. Sie war von der mangelhaften tamilischen Nachbarschaftshilfe tief enttäuscht. Das führte dazu, dass es so eine expansive, gesplante Koda mit langen Argumentationsstrukturen gibt, die sie selbst nicht gut auflösen konnte. Das sind aber alles Dinge, die ich mit meinen Bordmitteln ganz gut analysieren konnte. Mängel sehe ich da, wo es um grundsätzliche stilistische Muster geht. Auf jeden Fall ist das ein riesiges Feld für die Zukunft.

8 Disziplinäre Verortungen

Pradeep Chakkarath: Darf ich jetzt ganz schnell meine psychologische Wende versuchen?

Fritz Schütze: Ja (lacht).

Pradeep Chakkarath: Wenn jemand zu Ihnen sagen würde: »Was Sie tun, vor allem vor dem Hintergrund dessen, was Sie auch zur Nähe von psychotherapeutischen Verfahren und dem narrativen Interview sagen, das ist doch in großen Teilen Psychologie – wieso nennen Sie sich Soziologe?« Was würden Sie da sagen?

Fritz Schütze: Ja gut, ich kann natürlich erst mal wissenschaftshistorisch antworten. Es gab in der Soziologie eine Phase, in der mit Lebensgeschichten gearbeitet wurde, also in der Chicagoer oder auch der polnischen Soziologie, und dabei sind wichtige Erkenntnisse entwickelt worden. Ich kann natürlich auch grundlagentheoretisch argumentieren. Die gesellschaftlichen Strukturen wirken auf die Menschen ein über die Lebensgeschichte. Die gesellschaftlichen Strukturen werden sozusagen interiorisiert über lebensgeschichtliche Erfahrungen und natürlich auch über die Bearbeitungsformen, insbesondere in Gestalt von biografischer Arbeit. Wenn man gesellschaftliche Strukturen analysieren will, dann muss man das, zumindest zum Teil, auch über Lebensgeschichten tun. Ein Beispiel: Wir haben mal tatsächlich ein großes europäisches Projekt bekommen, zu dem auch ein Buch erschienen ist: *The Evolution of European Identities* (Miller und Day 2012). Darin habe ich einen Aufsatz mitgeschrieben über »European Mental Space« (Schütze und Schröder-Wildhagen 2012), später erschien

noch ein genereller Aufsatz von mir zu »Kollektiva in der Identitätsentwicklung« (Schütze 2014). Der Aufsatz in besagtem Buch handelt von den Operationen des Kollektiven in der europäischen »Entität«, die in den Lebensgeschichten eine Rolle spielen. Etwa wenn ein bulgarischer Bauer westeuropäische Gerätschaften in Landwirtschaftszeitschriften oder auch in seiner Umgebung sieht und dann vergleicht, was er für Traktoren hat, im Vergleich zu Bäuerinnen und Bauern in Belgien oder vor allem Dänemark, das diesbezüglich als am fortschrittlichsten in der Europäischen Union gilt. Es gibt viele solcher mentalen Operationen des Vergleichens, die die meisten Menschen unternehmen, bevor sie überhaupt so etwas wie eine Identität als Europäer*in entwickeln.

Wenn wir Phänomene wie den Zweiten Weltkrieg untersuchen, wie die Menschen da reingeraten sind, was dann passiert ist, wie sich das auf das Leben der Überlebenden ausgewirkt hat – das zu beantworten geht nur durch das Nadelöhr der Lebensgeschichten. Gerade wie sich Makrostrukturen, etwa die der Gesellschaftsformation des Staatssozialismus, im Leben der Menschen auswirken, das kann man nur dann untersuchen, wenn man auch ihre Lebensgeschichten untersucht. Es stimmt, »normale« Soziolog*innen denken, das ist das Feld der Psychologie, also Schütze ist entweder ein Germanist oder ein schlechter Psychologe (lacht). Das sind so die Epitheta, die ich vorgeworfen bekomme.

Pradeep Chakkarath: Aber was würden Sie denn selbst sagen? Haben Sie ein psychologisches Interesse? Ich meine, was man aus Ihrer Antwort heraushört, ist ja: »Nein, was ich mache, folgt letztlich einem soziologischen Interesse.«

Fritz Schütze: Ja, das muss ich ja so sagen und ich bin auch davon überzeugt. Ich bin mir noch nicht im Klaren, wie weit das Interesse hinsichtlich innerpsychischer Strukturen geht. Es ist notwendig, dass ich mich damit beschäftige, und ich weiß sogar, dass ich durch meine Form der Analysen auch etwas beitragen kann. Ich weiß nicht, wie weit sich das mit Begrifflichkeiten wie Persönlichkeit und Persönlichkeitsstruktur deckt. Das müsste man ausprobieren. Ich weiß, dass wir zur Analyse vieler sozialer Prozesse, die mit somatischen oder auch psychischen Krankheiten zusammenhängen, beitragen können und dass wir bis zu einem bestimmten Maße auch die Kategorisierungen der Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie verstehen müssen. Es hat lange Zeit eine Tendenz gegeben, die wir etwa in Gerhard Riemanns (1987) *Das Fremdwerden der eigenen Biographie* sehen können: Da stehen dann die psychiatrischen Kategorisierungen wie zykllothym oder schizophran – vielleicht nicht immer grafisch, aber gedanklich – immer in Anführungsstrichen. Wir haben damals gedacht: »Das sind die Kategorien der Behandelnden, also der Professionellen. Wir Soziolog*innen machen da nicht mit, wir stehen dem neutral gegenüber.« Heute würde Gerhard sicherlich sagen, dass wir uns viel

stärker mit diesen Wissenschaftsgebieten und Professionen austauschen müssen. Von all den Disziplinen, mit denen ich Kontakt hatte, insbesondere Linguistik, Pädagogik und Ethnologie, habe ich mit der Psychologie, obwohl das eigentlich ganz naheliegen würde, am wenigsten Kontakt gehabt, also wenn ich jetzt mal Jörg Frommer ausnehme. Da war immer ein Grundverständnis mit Günter Mey zum Beispiel (siehe dazu bspw. die Beiträge von Schütze sowie Mey in Ohlbrecht et al. 2021). Und ich fand das ganz toll vor zwei Jahren, als Sie beide und ich miteinander in Kontakt gekommen sind. Ich habe viel in Richtung Psychologie gelesen, auch Texte von Jürgen Straub, und auch noch sehr viele ältere Sachen. Aber (lacht), immer wenn ich Psychologiestudierende hatte, habe ich gesagt: »Hör mal zu, wenn du hier bei mir bleibst, wirst du versaut und kriegst ein bis zwei Noten schlechter in deiner Abschlussarbeit.« Das ist bei Ihnen völlig anders, also dieses Gefühl, das ich Ihnen und Herrn Ruppel gegenüber habe. Das ist auch genauso bei Jörg Frommer. Ich weiß nicht, wie weit es von solchen Kategorien wie der biografischen Identität, die ich ja durchaus verwende, in die Psychologie sein würde. Es gab in der Chicago-Soziologie die soziologische Sozialpsychologie, so nannten die Chicagoer Soziolog*innen das selbst (lacht). Aber hier in Deutschland sind Menschen wie Sie ja nicht sehr häufig gesät. Das ist natürlich kein Gegenargument. Ja, ich halte es durchaus für möglich, dass das, was ich mache, auch als Sozialpsychologie bezeichnet werden könnte. Generell aber fühle ich mich als Soziologe – zwar als randseitige Figur und nie voll anerkannt –, als Soziologe, der sich sehr wohl fühlt im Rahmen der anderen Sozial- und Humandisziplinen und den entsprechenden Professionen.

9 Zukünftige Arbeitsfelder

Paul S. Ruppel: Eine abschließende Frage, die nur bedingt mit dem zu tun hat, was wir besprochen haben. Als jemand, der Jahrzehnte in der Wissenschaft und auch auf verschiedenen Kontinenten gelebt und so viel erlebt hat – ein Blick in die Zukunft: Welche Herausforderungen zeichnen sich Ihres Erachtens ab, auf die wir gesellschaftlich und dann auch forschend reagieren müssen? Eine etwas hypothetische Frage, aber gibt es da etwas, das Sie noch adressieren wollten?

Fritz Schütze: Ich lasse jetzt mal die Standardaufgaben wie die Umwelt und so weiter außen vor. Grundsätzlich würde ich sagen, die politischen Prozesse in den organisatorischen Formationen, also wie in den Staaten oder Staatenbünden, etwa der Europäischen Union, und die entsprechenden Gesellschaftsformationen. Wie halten wir es zum Beispiel mit der Wirtschaft? Das alles muss sehr viel enger auf die biografischen Prozesse der Menschen bezogen werden und dabei spielt natürlich das Erzählen eine zentrale Rolle. Die Menschen müssen in die Lage versetzt werden zu erzählen, wie es ihnen er-

geht, welche Schwierigkeiten sie haben, welche Möglichkeiten sie für sich sehen. Diese sehr enge Wechselbeziehung zwischen kollektiven Strukturen und den biografischen Prozessen und Orientierungen wird nicht hinreichend gesehen. Da sehe ich eine große Aufgabe und dafür ist das autobiografische Erzählen natürlich auch in Verbindung mit verschiedenen Formen des Beschreibens, vom Beschreiben innerer Zustände, wie sie im Spiegeln eine Rolle spielen, bis hin zu ethnografischen Beschreibungen, unheimlich wichtig. Wir haben uns in den letzten Jahren, zusammen mit polnischen Kolleg*innen, viel mit den paradoxen Auswirkungen des Staatssozialismus auf das Leben der Menschen in Polen und in Ostdeutschland beschäftigt. Ähnlich kann man sich fragen, welche paradoxen Auswirkungen der sehr stark auf Finanzprozesse ausgerichtete heutige Kapitalismus mit all seinen Paradoxien auf das Leben der Menschen hat. Welche Rolle Kollektives in Biografien spielen könnte, darüber wird bis heute wenig nachgedacht, allenfalls auf eine sehr populärwissenschaftliche Art und Weise, wo die Antworten schon im Vorherein klar sind. Ich habe nichts gegen Populärwissenschaft, aber die Fragen müssten auch offen gestellt werden können und das geschieht häufig nicht. Das wäre es, was ich da zu sagen hätte.

Pradeep Chakkarath: Vielen Dank für dieses schöne Gespräch.

Paul S. Ruppel: Vielen, vielen Dank, Herr Schütze!

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. 1976. *Kommunikative Sozialforschung*. München: Fink.
- Berger, Peter L. 1967. *The Sacred Canopy. Elements of a Sociological Theory of Religion*. Garden City, New York: Doubleday.
- Boesch, Ernst E. 2000. »Homo narrator – der erzählende Mensch.« *Handlung Kultur Interpretation. Zeitschrift für Sozial- und Kulturwissenschaften* 9: 205–30.
- Boesch, Ernst E. 2006. »Konnotationsanalyse – Zur Verwendung der freien Ideen-Assoziation in Diagnostik und Therapie.« (Nachdruck des Originals von 1977 mit einer neuen Einleitung.) In *Materialien zur Psychoanalyse und analytisch orientierten Psychotherapie, Heft 4*, hrsg. v. Peter Hahn und Eberhard Herdieckerhoff, 3–102. Göttingen: Verlag für Medizinische Psychologie im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.
- Bohnsack, Ralf. 1989. *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Garz, Detlef, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann, Hrsg. 2019. *Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze. Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze*. Opladen: Barbara Budrich.
- Glaser, Barney G. 1965. »The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis.« *Social Problems* 12 (4): 436–45.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 1967. *The Discovery of Grounded Theory*. Mill Valley: Sociology Press.

- Labov, William und Joshua Waletzky. 1967. »Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience.« In *Essays on the Verbal and Visual Arts*, hrsg. v. June Helm, 12–44. Seattle: University of Washington Press.
- Luckmann, Thomas. 1967. *The Invisible Religion. The Problem of Religion in Modern Society*. London, New York: Mac Millan.
- MacIntyre, Alasdair. 1984. *After Virtue: A Study in Moral Theory*. Notre Dame: University of Notre Dame Press.
- Mangold, Werner. 1960. *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Merton, Robert K. und Patricia L. Kendall. 1979 [1946]. »Das fokussierte Interview.« In *Qualitative Sozialforschung*, hrsg. v. Christel Hopf und Elmar Weingarten, 171–204. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Miller, Robert und Graham Day, Hrsg. 2012. *The Evolution of European Identities: Biographical Approaches*. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan.
- Ohlbrecht, Heike, Carsten Detka und Sandra Tiefel, Hrsg. 2021. *Anselm Strauss – Werk, Aktualität und Potentiale. Mehr als nur Grounded Theory*. Opladen: Barbara Budrich.
- Popitz, Heinrich, Hans P. Bahrdt, Ernst A. Jüres und Hanno Kesting. 2018 [1957]. *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riemann, Gerhard. 1987. *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychischen Patienten*. München: Fink.
- Schütze, Fritz. 1975. *Sprache soziologisch gesehen*. 2 Bände. München: Fink.
- Schütze, Fritz. 1977. »Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien.« *Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie*.
- Schütze, Fritz. 1981. »Prozeßstrukturen des Lebensablaufs.« In *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, hrsg. v. Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg, 67–156. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung.
- Schütze, Fritz. 1983. »Biographieforschung und narratives Interview.« *Neue Praxis* 13: 283–93. Zugriff 23.03.2022. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>.
- Schütze, Fritz. 1984. »Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens.« In *Biographie und Soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, hrsg. v. Martin Kohli und Günther Robert, 78–117. Stuttgart: Metzler. Zugriff 23.03.2022. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53097>.
- Schütze, Fritz. 2014. »Kollektiva in der Identitätsentwicklung.« In *Wie wir zu dem werden, was wir sind. Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte*, hrsg. v. Detlef Garz und Boris Zizek, 115–88. Wiesbaden: Springer VS.
- Schütze, Fritz. 2016. »Biographische Prozesse und biographische Arbeit als Ressourcen der Diagnose und Behandlung?« In *Qualitative Gesundheitsforschung. Beispiele aus der interdisziplinären Forschungspraxis*, hrsg. v. Carsten Detka, 125–64. Opladen: Barbara Budrich.
- Schütze, Fritz. 2021. »Erkenntnisgenerierung als kommunikative Arbeit: die Moderatorentätigkeit von Anselm Strauss im Forschungsprojekt ›Social Organization of Medical Work.«« In *Anselm Strauss – Werk, Aktualität und Potentiale. Mehr als nur Grounded Theory*, hrsg. v. Heike Ohlbrecht, Carsten Detka und Sandra Tiefel, 57–108. Opladen: Barbara Budrich.
- Schütze, Fritz und Anja Schröder-Wildhagen. 2012. »European Mental Space and its Biographical Relevance.« In *The Evolution of European Identities: Biographical Approaches*, hrsg. v. Robert Miller und Graham Day, 255–78. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan.
- Shaw, Clifford. 1930. *The Jack-Roller: A Delinquent Boy's Own Story*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Thomas, William I. und Florian Znaniecki. 1996 [1918–1921]. *The Polish Peasant in Europe and America: A Classic Work in Immigration History*. Urbana: University of Illinois Press.

Die Autoren

Paul Sebastian Ruppel, Dipl.-Psych., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften, sowie am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum, und freier Mitarbeiter im Institut für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Forschung, Kulturpsychologie, Identitätsforschung, Klimawandel und Mobilität.

Kontakt: Paul Sebastian Ruppel, Hochschule Magdeburg-Stendal, Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Str. 25, Haus 2/Raum 1.06, 39576 Hansestadt Stendal; E-Mail: paul-sebastian.ruppel@h2.de

Pradeep Chakkarath, Dr., Co-Direktor des Hans Kilian und Lotte Köhler Centrums (KKC) und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialtheorie und Sozialpsychologie an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Kultur- und Sozialpsychologie, menschliche Entwicklung im Kulturvergleich, indigene Psychologie(n), Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften.

Kontakt: Dr. Pradeep Chakkarath, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Sozialwissenschaft, Sektion für Sozialpsychologie und Sozialanthropologie, Universitätsstr. 150, Gebäude GD 1/255, 44801 Bochum; E-Mail: Pradeep.Chakkarath@rub.de

»Scheiße machen wir nicht!«

Harald Welzer und Günter Mey im Gespräch

Journal für Psychologie, 30(1), 111–130

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-111>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In dem von Günter Mey geführten Interview lotet Harald Welzer angesichts der Debatten um gesellschaftlichen Wandel und Zukunftsfragen infolge der Klimakrise die Herausforderungen einer akademischen Psychologie aus. Dabei kartiert er Möglichkeiten und Grenzen sozialwissenschaftlicher Forschung, sowohl mit Blick auf die Wissenschaftsorganisation als auch hinsichtlich der Wissenschaftskommunikation, inklusive einer Einschätzung der Potenziale des Ansatzes der performativen Sozialwissenschaft. Harald Welzer plädiert mit seinen Ausführungen dafür, dass sich Universitäten und akademische Einrichtungen ungeachtet aller Versuchungen populärer Wissenschaftsauffassungen auf ihr Kerngeschäft eines auf der Freiheitsmaxime basierenden Forschungshabitus besinnen.

Schlüsselwörter: Akademische Psychologie, Interdisziplinarität, Gesellschaftsforschung, Wissenschaftskommunikation, Performative Sozialwissenschaft

Summary

»We don't do shit!«

Harald Welzer and Günter Mey in Conversation

In the interview conducted by Günter Mey, Harald Welzer explores the challenges of academic psychology in light of current social debates and maps the possibilities and limits of science and research, both in terms of organization and science communication, including an assessment of the potential of the performative social science approach. Harald Welzer argues that universities and academic institutions should return to their core business of a research habitus based on the maxim of freedom, regardless of the temptations of popular views of science.

Keywords: Academic psychology, interdisciplinarity, social research, science communication, performative social science

Zu Harald Welzer

Harald Welzer ist Mitbegründer und Leiter von *Futurzwei. Stiftung Zukunftsfähigkeit*, die sich Fragen der Transformationsgesellschaft widmet. Er studierte und promovierte 1988 an der Universität Hannover, habilitierte sich dort 1993 in Sozialpsychologie und 2001 in Soziologie. Während er das Center for Interdisciplinary Memory Research am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI) leitete, hatte er eine Forschungsprofessur für Sozialpsychologie an der Universität Witten/Herdecke inne. Bis heute lehrt er an verschiedenen Universitäten, unter anderem in St. Gallen und an der ETH Zürich, und ist Direktor des Norbert-Elias-Center for Transformation Research an der Europa-Universität Flensburg.

Zu seinen frühen Arbeits- und Forschungsfeldern gehören neben seinen Studien zum Nationalsozialismus aus einer sozialpsychologischen Perspektive (Welzer 2005) insbesondere seine grundlagentheoretischen Werke zum autobiografischen Gedächtnis (Welzer 2002; Markowitsch und Welzer 2005). Seit mehr als zehn Jahren ist Harald Welzer vor allem aufgrund seiner Bücher zu Fragen von gesellschaftlichem Wandel (Welzer 2019), Fragen der Nachhaltigkeit infolge des Klimawandels (Leggewie und Welzer 2009; Welzer 2008, 2013, 2021) und damit verbundenen Plädoyers für veränderte Lebensformen bekannt. Er ist einer der wichtigsten Repräsentanten der Sozialwissenschaft, der weit über den Wissenschaftsbereich in der medialen Öffentlichkeit Gehör findet.

Zum Interview

Das Interview wurde am 3. September 2021 online mit einem Konferenztool durchgeführt; es dauerte knapp zwei Stunden. Im Vorfeld wurden Harald Welzer per E-Mail die Themenbereiche benannt, die einzelnen Fragen dann aber im Gespräch selbst ad hoc gestellt. Der vorliegende Gesprächstext basiert auf einer Transkription, angefertigt von Franziska-Sophie Förster. Das Transkript wurde von beiden Gesprächspartnern überarbeitet und in der vorliegenden Artikelfassung autorisiert.

1 Universität definiert sich durch Freiheit, aber: Im Moment deutet vieles darauf hin, dass wir ein Auslaufmodell sind

Günter Mey: Ich würde das Interview mit einer Frage in die Zukunft beginnen: Wie müssten vor dem Hintergrund Ihrer Auseinandersetzungen zu Fragen des Gesellschaftlichen und zur Nachhaltigkeit die besonderen Herausforderungen für Universitäten und Hochschuleinrichtungen beschrieben werden?

Harald Welzer: Das ist eine schwierige Frage, insbesondere für mich, weil ich nicht so der institutionelle Typ bin. In Gremien oder Beratungen erlebt man schon häufig, dass eine Erwartung an Problemlösungen vorherrscht und daran, die Fächer, die wir vertreten, wie Dienstleistungen zu definieren. Das gilt für alle im weitesten Sinne sozialwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die mit dem Gesellschaftsmodell der Moderne großgeworden sind. Aber wir haben im 21. Jahrhundert eine verschobene Problemstellung. Ich sage es jetzt mal ein bisschen pauschal, aber ich glaube, dass all das, was an politischer Auseinandersetzung und an sozialwissenschaftlicher Analyse seit Ende des 19. Jahrhunderts und im Laufe des 20. Jahrhunderts entstanden ist, sich immer um die soziale Frage zentriert hat. Das heißt um Klassenkämpfe, Auseinandersetzungen um Arbeit, Arbeitszeit, Arbeitsrecht, Sozialleistungen, Gesundheitsversorgung, Alter, Geschlecht etc. Das Problem des 21. Jahrhunderts ist zwar immer noch die soziale Frage, aber eben nicht mehr nur die soziale Frage. Jetzt haben wir eine veränderte Problemlage, weil die aktuelle politische Fragestellung in der Bewältigung der nicht mehr ignorierbaren Umwelt- und Klimaprobleme liegt, die wir mit diesen klassischen Aushandlungen um soziale Fragen nicht lösen können. Wir haben im Unterschied zu den politischen Kämpfen um die soziale Frage, in denen alle Akteure Menschen bzw. menschliche Gruppen waren, jetzt ein Gegenüber, mit dem wir nicht verhandeln können. Das verändert meines Erachtens die Problemstellung, und damit ist man jetzt auch als Sozialwissenschaftler*in, als Psychologe oder Psychologin, als Sozialpsychologe oder Sozialpsychologin mit neuen Fragestellungen konfrontiert. Und das ist eine große Frage, wie sich das im Curriculum oder auch in disziplinäre Fortschritte übersetzen lässt. Vom Ruf nach mehr Interdisziplinarität oder gar Transdisziplinarität halte ich überhaupt nichts. Das ist ein alter Hut und eher eine Schutzbehauptung dafür, dass man lieber so weitermachen möchte, wie man es immer gemacht hat, anstatt das epistemologische Kernverständnis des eigenen Faches zu problematisieren und auch zu modernisieren. So, das ist jetzt eine sehr große Antwort auf eine vergleichsweise einfache Frage, aber Sie werden es genauso erleben, wenn man in irgendwelchen Beratungen zu neuen Studiengängen oder neuen Advanced-Studies-Instituten sitzt, dass da die Beharrung auf den traditionellen Formen, in denen man lehrt und forscht, sehr stark ist, obwohl die Gegenstände, mit denen man heute konfrontiert ist, eigentlich sehr unkonventionelle Zugänge erfordern.

Günter Mey: Wenn Sie sagen, dass wir im Grunde immer angehalten sind, relativ einfach oder pragmatisch auch Lösungen anzubieten, wir aber gleichzeitig vor der Herausforderung stehen, ganz andere Probleme zu lösen und auch andere Fragen zu stellen sind, dann speziell nachgefragt: Was bedeutet dies für die akademische Psychologie? Wie müssten Universitäten und Hochschulen ausgerichtet werden, und zwar eingedenk all Ihrer angedeuteten Skepsis gegenüber Transdisziplinarität/Interdisziplinarität?

Denn es gibt Bestrebungen in Richtung Third Mission (Henke et al. 2017), dass also Hochschulen neben ihren traditionellen Säulen von Lehre und Forschung auch interventionistisch – oder allgemeiner formuliert »nützlich« – sein sollten.

Harald Welzer: Ich bin in der Hinsicht total konservativ, also ganz klassischer Weberianer. Ich halte davon überhaupt nichts. Es gab die Kontroverse zwischen Uwe Schneidewind und dem damaligen DFG-Präsidenten Peter Strohschneider um diese Perspektive (Schneidewind und Singer-Brodowski 2014; Strohschneider 2014). Schneidewind vertrat die Ansicht, dass jemand, wenn er Transformationsforschung oder Klimafolgenforschung als Politikwissenschaftler*in oder Sozialwissenschaftler*in macht, dann auch notwendig in das Geschehen eingreifen müsste – also eine explizit normative Perspektive der Forschung. Strohschneider wies das zurück, weil damit die Empirie selbst auf dem Spiel stehe. Lustigerweise ist Uwe Schneidewind später von der Wissenschaft in die Politik gewechselt, hat also auf seine Weise Strohschneider recht gegeben. Die Debatte ist so alt wie der Werturteilsstreit und vor einem halben Jahrhundert hatten wir mit der Aktionsforschung auch dieselbe Thematik. Und da wäre ich total konventionell: Wenn ich als Sozialwissenschaftler ein Phänomen beschreiben und verstehen will, dann kann ich nicht in das Phänomen intervenieren, Punkt, Ende, aus. Und die Rolle des professionellen disziplinären Wissenschaftlers oder der Wissenschaftlerin ist eine andere als die des Aktivistin oder der Aktivistin. Das kann sich wechselseitig informieren, dagegen ist überhaupt nichts zu sagen. Aber es ist eine Verwechslung, wenn man diese Rollen miteinander verbindet, das schadet beiden Seiten.

Günter Mey: Das mag sein, aber wir haben es mittlerweile, wenn es um die Frage der Zukunft der Universitäten geht, mit ganz anderen Playern am Markt zu tun. Es gibt privatwirtschaftliche Unternehmungen, NGOs und andere, die alle auf dem gleichen Markt agieren, gar konkurrieren. Im Rahmen des letzten »Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung« ging es mit Rainer Diaz-Bone (2021) genau um diese Frage, wie wir Universitäten ausrichten und was sie leisten sollen. Denn wir sind im ungeheuren Existenzkampf mit ganz vielen anderen Akteur*innen, die in diesem Feld sind. Daher würde mich interessieren, wenn Sie sagen, Sie seien und bleiben konservativ, wie Sie die Situation von gesellschaftlichen Herausforderungen einschätzen, mit all den Fragen hinsichtlich Demokratie, Gleichheit, Nachhaltigkeit, wo die NGOs und viele andere ebenfalls sehr aktiv mitwirken.

Harald Welzer: Also, wenn ich bei meinem Konservatismus bleibe, dann würde ich sagen, Universität definiert sich durch Freiheit, konstitutiv, das ist letztlich die Humboldt'sche Idee. Und diese Stärke kann kein konkurrierendes Feld für sich in Anspruch nehmen. Weil sie alle unter ganz anderen Vernutzungspräferenzen stehen. Das würde

ich gerade für unsere Fächer aufrechterhalten. Wenn ich über Technik- und Naturwissenschaft spreche, sieht die Sache vielleicht anders aus. Wenn ich über unsere Fächer spreche, ist die größte Qualität, die sich – wenn es gut läuft – in den Ergebnissen niederschlägt, tatsächlich die Freiheit von Lehre und Forschung. Wir würden, wenn wir über wirklich wichtige disziplinäre Fortschritte sprechen, immer auf die Freiheit derjenigen, die sie hervorgebracht haben, Bezug nehmen müssen. Das ist durch Vorabfestlegungen und Zielvereinbarungen überhaupt nicht zu erreichen. Wissenschaft und Zielvereinbarung schließen sich inhaltlich aus. Wenn in unserer Forschung noch etwas herauskommt, dann kommt es durch Freiheit heraus. Daraus generieren sich neue Kompetenzen und das ist das Starke an der Universität in einem konservativen Sinn. Klar wissen wir, dass wir viel mehr unter dem Drittmitteldruck stehen, dass wir uns Verwertungskriterien unterwerfen bla, bla, bla. Das ist ein Sachverhalt, aber je stärker dieser Sachverhalt wirkt, desto steriler wird die Wissenschaft.

Günter Mey: Die Frage ist dann aber ernsthaft, wie den Freiheitsgedanken aufrechterhalten vor dem Hintergrund der Rahmenbedingungen, die wie beschrieben konträr dazu laufen, weil das Marktgesetzmäßige in das System eingeschrieben ist, und wo die anderen, außeruniversitären Akteure und Akteurinnen potenziell stärker arbeiten. Dies zeigt sich – auch wenn das nicht unsere Debatte ist – bei der Frage von Big Data, die von anderen gegebenenfalls teilweise besser (besser in Anführungszeichen) gelöst wird, weil sie ganz andere Zugriffe haben als wir mit unseren universitären Rahmungen. Deshalb finde ich es wichtig, diese Verschieberei auf diesem Markt zu beobachten. Denn, wenn wir uns – so sympathisch ich Ihre Markierung finde und letztlich teile – auf unsere Kernkompetenzen zurückziehen, bin ich mir nicht immer sicher, ob das System Universität überleben wird.

Harald Welzer: Da wäre ich auch nicht sicher. Aber das ist jetzt ein weites Feld. Was von dem Gesellschaftsverständnis und dem Werteverständnis aus der westlichen Nachkriegszeit wird denn überleben? Das ist eine ganz große Frage. Im Moment deutet leider vieles darauf hin, dass wir ein Auslaufmodell sind. Da ist dann ein emphatischer Begriff der Universität, wie ich ihn gerade vorgebracht habe, natürlich *de facto* gar nicht zu halten. Am Ende haben wir so ein paar Milliardärs-Institutionen oder die Silicon-Valley-Kids, die auf Waldorfschulen geschickt werden auf der einen Seite und die wertungsorientierte Massenuni auf der anderen Seite.

Günter Mey: Nochmals zurück: Angesichts der veränderten Weltlagen mit ihren Krisen, Klima- und Nachhaltigkeitsdebatten sowie Demokratiefragen, was bedeutet es für Hochschulen, diese Themen ernst zu nehmen, weil die von außen auch mitgestellt werden. Wie kriegen wir eigentlich diese Themen in den Griff?

Harald Welzer: Für die Sozialpsychologie kann man es sehr konkret machen. Eine der aktuellen Fragen, die allerdings etwas künstlich verrätselt wird, ist ja, wie angesichts von eher abstrakten Notwendigkeiten wie denen des Klimawandels Handlungs- und Veränderungsbereitschaft gefördert oder generiert werden kann. Dies ist eine klassisch sozialpsychologische Frage, weil sie sich auf Potenziale richtet und wie sich diese entfalten lassen. Nun ist es aber so, dass wir durch diese Problemstellung des 21. Jahrhunderts Merkwürdigkeiten haben. Wenn ich eine Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit habe, dann findet die im selben Zeitfenster statt – also die Interessen der einen gegen die anderen geraten gleichzeitig in Auseinandersetzung und Aushandlung. Wenn ich nun eine naturwissenschaftlich beschreibbare Bedrohung mit einer spezifischen Zeitlichkeit habe, aber gleichzeitig eine ganz andere Zeitstruktur in den sozialen und politischen Prozessen, was ist das dann? Dann kommen jene, die anthropologisch argumentieren und sagen, darauf sind Menschen evolutionär nicht eingestellt usw. Und dann komme ich und sage, es gibt beschleunigte soziale Veränderungsprozesse, die können wir anhand von historischen Beispielen beschreiben. Die richten sich aber nicht nach naturwissenschaftlich festgestellten Notwendigkeiten, genauso wenig wie soziale Trägheit oder Veränderungsaversionen. Man sieht, da interveniert etwas in die Fragestellung unserer Disziplin, was wir so noch nicht kannten. Und an dem Unvermögen, bisher irgendetwas Adäquates dazu zu sagen, zeigt sich, dass es Notwendigkeiten gibt, anders über diese Sachen nachzudenken, vielleicht andere Forschungsdesigns zu entwickeln und eben auch andere Theorien zu denken.

Günter Mey: Als Zwischenfrage: Wie kam es eigentlich, dass Sie, nachdem Sie in den 1990er Jahren an Themen wie Holocaust gearbeitet haben, unter anderem mit ihrem viel beachteten Buch *Opa war kein Nazi* (Welzer et al. 2002), sich dann den Fragen nach gesellschaftlichen Veränderungsprozessen zugewendet haben?

Harald Welzer: Das ist ganz einfach zu beantworten. Ich habe in meinen Täterforschungen (Welzer 2005; Neitzel und Welzer 2011) gelernt, im Goffman'schen Sinne, dass es die Situationen sind, die Handlungen entfesseln, und nicht so sehr die Intentionen, die Menschen in diese Situationen hineinragen. Die für mich interessante Perspektive war, was sind denn dann eigentlich Potenziale, die sich in Sozialisationen und Formen des Zusammenlebens entwickeln, und unter welchen historischen und sozialen Bedingungen werden die aktiviert und entfaltet? Wenn ich einen totalitären Staat habe, dann werden diese Potenziale auf eine andere Art und Weise entfaltet, als wenn ich einen demokratischen Staat habe. Das ist für mich letztlich einfach die Brücke gewesen, das Thema zu wechseln. Hin zur Nachhaltigkeitstransformation, denn am Ende ist es genau dieselbe Fragestellung. Wie lassen sich Potenziale entfalten und welche Situationen müssen kreierte werden, damit Menschen die Möglichkeit haben, anders zu

handeln, als sie bis dahin gehandelt haben? Dasselbe gilt eigentlich auch auf der Ebene der rapiden gesellschaftlichen Transformation. Ich kann die Periode von 1930 bis 1934 als Periode einer rapiden gesellschaftlichen Transformation beschreiben und kann dann gucken: Was waren denn die Bedingungsfaktoren für diese Transformation? Und kann dann schauen: Was sind die Potenziale für – normativ betrachtet – negative Transformationen dieser Art, auch in modernen Gesellschaften oder aber auch für positive oder notwendige Transformationen? Meine Forschungsthemen sehen nur unterschiedlich aus, sind aber im Kern dieselben. Das hat bei mir relativ lange gedauert, bis ich selber drauf gekommen bin.

2 Über »letzte Mohikaner« und »Dinosaurier«

Günter Mey: Was sind denn zentrale Rahmentheorien, zentrale Denkgebäude, die wir nicht einfach mit einem »Federstrich aus dem Kanon« rausnehmen? Denn ungeachtet, welchen gesellschaftlichen Herausforderungen oder welchen Themen wir uns stellen, ist es aus meiner Sicht zentral, dass Studierende oder wir im Austausch mit Studierenden oder in unserer Community daran arbeiten. Hintergrund meiner Frage ist natürlich, dass mit Ausnahme einzelner Universitätsorte – Hannover beispielsweise war aufgrund seiner Ausrichtung auf eine psychoanalytisch geprägte politische Psychologie immer anders »aufgestellt« als andere Universitäten, auch Berlin war lange Zeit aufgrund der Kritischen Psychologie, wie von Klaus Holzkamp an der Freien Universität begründet, anders – der Zustand der akademischen Psychologie generell betrachtet doch arg limitiert ist. Ich würde sagen, da ist wenig Goffman drin, vielleicht noch als historische Randnotiz, aber ich befürchte, nicht mal mehr das. Deshalb noch mal die Frage: Wenn ich über einen Zuschnitt von Psychologie in unserem eher sozialwissenschaftlichen Sinne denke, was sind aus Ihrer Sicht unsere zentralen Bastionen?

Harald Welzer: Schwierige Frage. Sie haben die Situation selbst auch schon beschrieben (Mey und Mruck 2020). Also so etwas wie eine interaktionistische Sozialpsychologie ist natürlich überhaupt nicht mehr prominent. Sie war auch nie besonders prominent. Sie hatten das Anselm-Strauss-Treffen in Magdeburg (Ohlbrecht et al. 2020). Oder man hat Hans-Georg Soeffner in Konstanz gehabt. Und man hat jetzt noch Jürgen Straub in Bochum (siehe das Gespräch mit Jürgen Straub in diesem Heft, 26–47). Aber das sind versprengte Mohikaner, wenn man so will, die letzten ihrer Art. Man kann es auch neutral formulieren: Da hat sich etwas nicht durchgesetzt gegenüber anderen theoretischen Ausrichtungen und methodischen Schulen. Jetzt geht auch der letzte psychoanalytische Lehrstuhl in Deutschland flöten, denn die Professur von Tilmann Habermas wird in dieser Form nicht wiederbesetzt werden. In meinem

persönlichen Fall ist es auch so, dass ich immer randständig gewesen bin mit meinem Rekurs auf Goffman, Mead und Elias. Nur weil ich so eine öffentliche Figur bin, gibt es viele Journalist*innen, die glauben, Sozialpsychologie sei sowas Ähnliches wie das, was Welzer macht. Aber 90 Prozent der Kolleginnen und Kollegen sagen, der hat überhaupt keine Ahnung, was aus ihrer Perspektive auch stimmt.

Günter Mey: Das Interessante an der Situation ist ja, dass all die von Ihnen genannten Personen und vertretenen theoretischen Positionen gar nicht wirklich in der akademischen Psychologie an Universitäten lokalisiert sind, sondern in andere Fachbereiche »ausgelagert« wurden oder an den sogenannten Hochschulen für angewandte Wissenschaft stattfinden, wie in meinem Falle. Diese »Nester« haben natürlich mit dem Mainstream dann wirklich wenig zu tun. Die Frage ist aber: Braucht es – oder brauchen wir – diese »andere« Psychologie oder sagen wir einfach, dann werden aus diesen Nestern eben gute Antworten gegeben, in der und für die Sozialwissenschaft (und letztlich für die Gesellschaft), ohne weiter über die Disziplin Psychologie nachzudenken?

Harald Welzer: Ich habe eingangs schon angemerkt: Ich denke nicht in Institutionalisierungen. Meiner Erfahrung nach gilt und so habe ich auch meine Forschungsprojekte gemacht: Wenn man gegenstandsbezogen an einer Fragestellung arbeitet, sind die Fachzugehörigkeiten nicht so furchtbar interessant. Um die Frage zu beantworten, wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder*innen werden, brauche ich zugleich eine historische, soziologische und psychologische Perspektive. Wenn ich mit den neurowissenschaftlichen Kolleg*innen in Bereich Gedächtnisforschung gearbeitet habe (Welzer und Markowitsch 2006), war mir die Schule, woher die kamen, relativ egal. Genau so wie es denen egal war, was ich eigentlich für ein Sozialpsychologe bin. Wenn man den Gegenstand präzise definiert und die methodischen Zugänge miteinander kombinieren kann, dann wird die Sache interessant. Insofern ist eigentlich Ihre Frage eine, die am Ende lautet: »Gibt es denn für die Exot*innen noch Platz oder verschwinden solche Zugänge restlos und niemand außer Wissenschaftshistoriker*innen weiß noch, dass es das mal gegeben hat?« Vermutlich ist das so. Umgekehrt sehen wir, etwa bei den Fragestellungen zur Renaissance des Rechtspopulismus, dass plötzlich Adorno wiederentdeckt und sogar wieder aufgelegt wird. Oder Hannah Arendt wird exhumiert. Insofern kann es dann schon passieren, dass wir bei einer veränderten und noch weiter verschärften Problemlage plötzlich eine Ulrich-Beck-Renaissance erleben werden. Oder eine von Gustav Jahoda, um in der Psychologie zu bleiben. Also zwei Dinge kann man vielleicht zur Beruhigung einführen. Der eine Punkt ist, dass disziplinäre Fortschritte fast immer hervorgerufen wurden von Leuten, die nicht aus der Disziplin kamen. Das zieht sich durch die Geschichte aller wissenschaftlichen Disziplinen. Der andere Punkt ist, dass es von außerhalb der Wissenschaft Anlässe gibt, etwas anderes wieder zu ber-

gen, was lange vergessen wurde, und dann gibt es plötzlich Lehrveranstaltungen zu *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* von Berger und Luckmann (1970). Da gibt es Renaissance und dann poppt vielleicht wieder etwas auf und andere Dinge geraten schneller in Vergessenheit und werden nie eine Renaissance erleben, weil sie zu ihrer Zeit ausschließlich zeitgenössisch waren und keine Metaebene erreicht haben. Aber ich wäre da Empiriker und würde einfach denken, das lässt sich nicht künstlich induzieren. Nehmen wir Hannover, weil Sie es angesprochen haben. Das Psychologische Institut in Hannover war ja lange Zeit ein Wissenschaftsmuseum, das sich als Wissenschaft missverstand. Das war ja nicht ernst zu nehmen, was in dieser Lordsiegelbewahrer-Haltung hinsichtlich der Kritischen Theorie und der Kritischen Psychologie oder der analytischen Sozialpsychologie gemacht wurde. Das wurde museal vermittelt, und daraus resultierte Sterilität, besonders bei denen, die sich für besonders progressiv und kritisch hielten. Das hat sich inzwischen zum Glück erledigt, zur großen Trauer der damaligen Protagonist*innen – für die ist das alles Verrat, was da stattgefunden hat. Eine gewisse theoretische Sterilität zeigt sich in der Soziologie etwa durch dieses ewige Aufrufen von Foucault oder Luhmann. Und dann muss man erst mal 30 Seiten schreiben, was Foucault dazu gesagt hat, bevor man zu Stuhle kommt. Verstehen Sie, was ich meine? Da werden so museale Objekte vorgezeigt, an denen man sich scheinbar orientiert, und was am Ende dabei herauskommt, ist gar nichts Besonderes und schon gar nichts Zeitgenössisches und damit eben auch nix, was mir Aufschluss darüber gibt, wie ich Gegenwart verstehen kann, sowohl auf der individuellen wie auf der kollektiven Ebene. Das sind die negativen Seiten, die bei so einer Musealisierung passieren. Das hat sich besonders an der Systemtheorie gezeigt. Die ist auch nur ein »living museum«, im Wachkoma gehalten durch den Suhrkamp-Verlag und den Feuilletonchef der *FAZ*. Die Systemtheorie wird aussterben, weil die zweite Generation keine Schüler*innen hat. Ich vertraue darauf, dass durch intelligente jüngere Menschen Fortschritte in den Fächern einfach passieren und manche Bestände verschwinden oder eben dann wiederentdeckt werden, wenn die Zeit dafür da ist.

Günter Mey: Für die Kritische Psychologie oder für eine psychoanalytisch geprägte politische Psychologie hat es aber aus meiner Sicht auch damit zu, dass – aus welchen guten oder schlechten Gründen auch immer – die Nachfolger*innenstellen nicht mehr besetzt wurden, weil das System immer schneller ist und sich konfiguriert und damit nicht mehr durchlässig ist. Zwar hatte Ken Gergen (im Interview mit Mattes und Schraube 2004) einmal optimistisch gesagt, dass dieser alte Dinosaurier – er meinte damit die Mainstream-Psychologie – aussterben wird und eben die andere Psychologie kommt. Wie wir sehen, ist das leider nicht so, denn am Ende haben alle alternativen Psychologien den Dinosaurier nicht überwunden, vielleicht auch, weil all diese gesellschaftspolitischen, subjektwissenschaftlichen und geistes-/sozialwissenschaftlichen

Entwürfe neben den Leitdisziplinen wie Soziologie oder Philosophie nicht bestehen können, kein eigenständiges Profil erlangen. Daher nochmals zu Ihrer am Anfang des Interviews getroffenen negativen Markierung gegenüber dem Inter- und Transdisziplinären: Aus eigener Erfahrung in solchen Projekten weiß ich, dass schlimmstenfalls ich dazu neige, eher mikrosoziologisch zu argumentieren, und die anderen ein bisschen anpsychologisieren. Am Ende die Gefahr besteht, dass eher ein Brei herauskommt statt ein wohlschmeckendes Gericht. Wie funktioniert vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen und eigenen Arbeiten dann das Zusammengehen verschiedener Disziplinen, ohne dass wir ganze Studiengänge so multi-plural konfigurieren, wie es eben zuweilen nach der Bologna-Reform gemacht wurde und nicht unbedingt immer »der Sache« dienlich ist.

Harald Welzer: Also ich korrigiere mich in Bezug auf die Interdisziplinarität, das habe ich vorhin etwas flapsig gesagt, weil diese Sau so lange durchs akademische Dorf getrieben wird, sich aber genauso lange nichts an der Problematik geändert hat, dass junge Nachwuchsleute keine vernünftige Karriere interdisziplinär machen können. Das war das große Problem damals bei meinen Kooperationen mit den Neurowissenschaften. Da gab es etwa das ganz schlichte Problem, dass man nicht adäquat publizieren konnte. Für die Neuros war es schwer, mit irgendwelchen depperten Weich-Wissenschaftler*innen Papers in wichtigen Journalen angenommen zu kriegen und umgekehrt war es für uns immer ein großes Problem, dieses naturwissenschaftlich-medizinische Zeug in unseren Journals unterzubringen. Das bedeutet für die Nachwuchswissenschaftler*innen, dass sie es sehr schwer hatten, mit diesen Sachen eine vernünftige Karriere zu machen. Das spricht nicht gegen die Interdisziplinarität, die ich befürworten würde, weil es Gegenstände gibt, die breitere Zugänge erfordern. Bei der Transdisziplinarität finde ich es wesentlich schwieriger, weil die Problemstellung noch mal verschärft ist. Wenn ich mit Menschen zusammenarbeite, die von Wissenschaft nichts verstehen (das ist jetzt nicht überheblich, sondern methodologisch gemeint, weil viele Leute überhaupt nicht verstehen, wie und auf welcher Basis wir Befunde und Wissen generieren), dann wird das Wischiwaschi. Am schlimmsten ist für mich Citizen Science. Das mag dort noch eine Bedeutung haben, wo man relevante Daten dadurch gewinnt, dass Leute Bienen zählen. Das meine ich überhaupt nicht despektierlich, sondern da macht es Sinn. Aber das ist so ähnlich, wie wenn ich auf der anderen Seite Big Data in Anspruch nehme, da habe ich eine Datenquelle, aber das heißt noch lange nicht, dass die Leute wissenschaftlich arbeiten. Das bedeutet auch nicht, dass ich über Wissenschaft aufkläre, weil da irgendjemand Bienen zählen kann. Das Gleiche sehe ich, wenn zum Beispiel in der Kunst »sozialwissenschaftlich« gearbeitet wird, indem, bevor man ein Bild malt, Erhebungen gemacht werden. Da kriege ich die totale Meise, weil das alles nur Dilettantismus ist und Sozialwissenschaftler*innen, die ordentlich ausgebildet sind, das viel besser können. Dafür brauche ich keine*n Konzept-Künstler*in. Da kommt nur schlechte Kunst dabei raus.

Genau wie bei uns schlechte Wissenschaft rauskommt, wenn man Methoden nicht mehr so ernst nimmt. An dieser Stelle vielleicht eine Anmerkung zu den Veröffentlichungen, die ich in den letzten Jahren gemacht habe. Dies sind keine wissenschaftlichen Bücher, sondern ein Typus von Sachbuch, den ich als qualifizierte Erkenntnishilfe für den Alltag definieren würde (Welzer 2013, 2019, 2021). Daran würde ich niemals einen wissenschaftlichen Anspruch stellen, das ist keine Wissenschaft. Das ist Sachbuch, das ist Feuilleton, das ist irgendwas Intellektuelles, aber das sind keine wissenschaftlichen Bücher. Das letzte wissenschaftliche Buch, das ich gemacht habe, war das *Soldatenbuch* (Neitzel und Welzer 2011), auf der Grundlage einer unfassbaren Stichprobe, 200.000 Seiten O-Ton-Transkript von Gesprächen deutscher Wehrmachtssoldaten. Eine richtig geile empirische Arbeit, danach habe ich kein wissenschaftliches Buch mehr geschrieben.

3 Wissenschaft als öffentliches Gut?

Günter Mey: Sie gehen sehr sichtbar in die Öffentlichkeit und beteiligen sich mit sehr verschiedenen Formaten und lassen sich nicht auf diese schnellen eineinhalb-minütigen Interview-Statements reduzieren. Sie nutzen Videoformate, im Fernsehen einstündige Talkformate und sind wiederkehrender Gast bei »Markus Lanz«. Ich unterstelle, auch um eine andere Form von Debatte anzuschieben: Müssten Universitäten und die darin stattfindende Forschung nicht viel mehr die Medien nutzen, um Debatten anzustoßen oder sich an den öffentlich laufenden Diskussionen zu beteiligen, und müssten wir daher nicht das Verhältnis von Psychologie als Wissenschaft und in Öffentlichkeit neu betrachten?

Harald Welzer: Es geht um die Frage der Vermittlung, sehr basal formuliert. Am Ende ist es die Frage der Vermittlung von theoretischen und empirischen Sachständen, von denen wir glauben, dass sie relevant sind. Je nach der politischen Fragestellung kann man die einbringen oder eben nicht einbringen, was auch eine Frage von Konjunkturen ist. Das ist also erst mal davon abhängig, was man erforscht oder erforscht hat, und dann ist es eine Frage, ob man Lust hat, diese Sachen an eine größere Öffentlichkeit – also über die Fachöffentlichkeit hinaus – zu bringen. Das muss man wollen. Viele sind völlig okay damit, wenn ihre Arbeit innerhalb ihrer Community für relevant gehalten oder für interessant befunden wird, und dagegen ist absolut nichts zu sagen. Ich habe für mich in Anspruch genommen, dass die Fragen, die ich bearbeite, immer eine außerwissenschaftliche Relevanz haben. Die große Herausforderung ist dann, das, was wir fachlich können, zu kommunizieren. Und zwar in einer Weise, dass es mehr ist, als ein*e Klempner*in in Bezug auf soziale Sachverhalte zu sagen hat. Das ist natürlich eine gro-

ße Herausforderung, nur wenn das geht, dann kann man tatsächlich so etwas machen wie Gesellschaftsberatung, dann kann man Dinge erklären, die die*der Klempner*in nicht erklären kann. Also beispielsweise, wenn es um die in den letzten Jahren relevant gewordene Frage geht, warum die Leute die AfD wählen. Alltagspsychologisch gab es lange die Perspektive: Die irren sich, die werden von den Falschen verführt, die würden in Wirklichkeit etwas ganz anderes wählen, wenn sie diesem Irrtum nicht unterliegen würden. Oder als Alternativerklärung: Die sind eben Protestwähler. Aber das waren einfach Mythen, die politisch lange Zeit wirkungsvoll gewesen sind. Jemand, der eine fachliche Perspektive darauf hat, die ich an dieser Stelle für mich in Anspruch nehmen würde, würde völlig anders darauf antworten. Nämlich, dass es hier um die ernstzunehmende politische Entscheidung geht, eine gegenmenschliche Partei wählen zu wollen, weil diese Partei ein Angebot zur Gemeinschaftsbildung macht. Diese Wähler*innen stehen hinter der offerierten Ideologie und wissen, was sie tun. Es handelt sich also mitnichten um einen Irrtum, den man einfach beheben kann. An einer solchen Stelle wird eine Vermittlungstätigkeit meines Erachtens nach tatsächlich relevant, weil man in einem ganz klassischen Sinne aufklären kann. Und das habe ich in den letzten zwei Jahrzehnten sehr häufig erlebt, dass man mit sozialwissenschaftlichen oder psychologischen Konzepten tatsächlich erhellende Effekte erzeugen kann.

Günter Mey: Es geht dann aber auch um eine Art Einmischung. Daran muss man auch Spaß haben. Ungeachtet dessen kann das auch nicht jede*r, solche Sachverhalte für die Öffentlichkeit runterbrechen und in der Ansprache auch die Übersetzung komplexer theoretischer Sachverhalte und dahinter liegender methodologischer Überlegungen leisten. Dabei wäre es aus meiner Sicht die Aufgabe von uns aus den Universitäten oder als Wissenschaftler*in, sich einzumischen. Eingangs hatte ich schon Third Mission als Aufgabe von Universitäten angesprochen, zuerst war es Thema von Hochschulen für angewandte Wissenschaften, sich vermehrt der Frage von Nützlichkeit zu stellen. So sinnvoll ich diese Akzentuierung auch finde und mich zum Teil daran beteilige (Mey 2022), ist daran problematisch, dass darüber mit verhandelt wird, ob wir Wissenschaft – in der Form, in der wir sie betreiben, so wie Sie es mit dem Aspekt von »Freiheit« sehr deutlich positioniert haben – überhaupt brauchen, wenn sie sich nicht unmittelbar gesellschaftlich relevant zeigt. Letztlich sind dies wenig verdeckte »Angriffe« auf den dann immer gerne als »Elfenbeinturm Wissenschaft« bezeichneten Sektor.

Harald Welzer: Ich würde die Frage für mich persönlich immer so beantworten, dass ich sehr dankbar bin – das hört sich jetzt kitschig an –, dass mir eine Gesellschaft die Möglichkeit gegeben hat, mich in der Weise zu entwickeln und Dinge zu lernen, wie ich es konnte. Daraus würde ich für mich persönlich eine Verantwortung ableiten, mit dem gelernten Zeug auch etwas zu machen, was der Gesellschaft dienlich ist. Ich würde aber,

um jetzt mal ein entlegenes Fach wie die Papyrologie zu nehmen, wo es im deutschsprachigen Bereich etwa so sechs Protagonist*innen gibt, von denen nicht erwarten, sich zu politischen Fragen zu äußern. Jetzt könnte man sagen, wir hören im tagespolitischen Geschäft aber wenig aus der Papyrologie, wozu bezahlen wir die? Ich finde es super, dass es die gibt, aber ich würde von denen nicht erwarten, dass die sich jetzt dem Gebrauchszwang unterwerfen, dem ich mich gerne unterwerfe. Einfach weil das, was Sie oder ich tun, viel dichter an gesellschaftlichen Gegenwartsfragen angelagert ist als das, was in der Papyrologie gemacht wird. Das Gleiche gilt ja auch für unser Fächerspektrum, in dem es Dinge gibt, die im Verborgenen blühen und diese Form von Relevanz gar nicht für sich in Anspruch nehmen, die aber trotzdem total wichtig sind. Nehmen wir doch Fritz Schütze und das von ihm entwickelte narrative Interview (Schütze 1983). Das ist nun kein Ding, was jemals auf eine Titelseite kommt, eigentlich kommt es auf gar keine Seite von irgendeinem Massenmedium. Aber es ist für unsere Methodologie total wichtig (siehe auch das Gespräch mit Fritz Schütze in diesem Heft, 88–110). Deshalb würde ich Wissenschaft nicht permanent im Vermittlungszwang sehen.

Günter Mey: Nun leben wir aber unter dem Druck der Mediengesellschaft und in einer »Interview Society«. Einmal ungeachtet, ob wir uns nun um diese mediale Aufmerksamkeit kümmern wollen oder nicht, wäre es nicht dennoch zwingender, mehr über die Schnittstelle von Wissenschaft und Öffentlichkeit nachzudenken, und es auch zu einem zentralen Themenfeld an Universitäten und in der Ausbildung zu machen?

Harald Welzer: Nein. Wenn man sich diese nun auch Jahrzehnte alte Debatte um Kommunikation von Wissenschaft anschaut, ist es letztlich fürchterlich zu sehen, zu welchen Ergebnissen das geführt hat. Als der ganze Mist anfang mit der Wissenschaftskommunikation machte jede Universität eine große Stelle für Öffentlichkeitsarbeit auf und dann haben originellerweise alle ein Universitätsmagazin erfunden, das kein Schwein interessiert hat. Dann wurde man von der Redaktion ständig gefragt, ob man irgendeinen Artikel oder irgendein Forschungsergebnis hat, was in das blöde Magazin passt. Und dann wurde es dort mit der irrigen Erwartung gedruckt, dass es irgendwen außerhalb der Universität interessiert. Daran sieht man, dass man den Bedarf nicht künstlich generieren kann. Sondern den gibt es fallweise, so wie es jetzt in der Pandemie einen großen Bedarf an virologischem Wissen gibt. Den hat es vor zwei Jahren überhaupt nicht gegeben. Die handelnden Personen waren öffentlich inexistent, die kannte niemand. Wenn die Pandemie dann mal vorbei ist, sind die auch wieder weg. Genauso hat es wegen der bildgebenden Verfahren mal unglaubliches Interesse an den Neurowissenschaften gegeben. Wegen dem Rechtspopulismus gibt es plötzlich ein Interesse an Politikwissenschaft, oder wenn wir es mit Mobbing zu tun haben, gibt es plötzlich Interesse an Sozial- und Entwicklungspsychologie. Es ist konjunkturabhängig und dann

macht es Sinn, wenn Leute gut erzählen können, worüber sie da arbeiten oder was Ergebnisse der Forschung sind. Aber das kann man nicht künstlich erzeugen.

Günter Mey: Das heißt, Sie sagen: Taktgebende sind eigentlich nicht wir, also wir können nicht ein Thema forcieren und als Institution bleibt uns nur, dass wir maximal ein spannendes Thema bearbeiten und bei Anfrage es nuancieren können.

Harald Welzer: Es kommt drauf an. Nehmen wir als Kardinalbeispiel Ulrich Beck. Ulrich Beck (1986) schreibt sein Buch *Risikogesellschaft*. Kurz vor Erscheinen geht das AKW in Tschernobyl hoch. Der absolute Supergau. Das war für Tschernobyl schlecht, für die Atomwirtschaft auch, aber für Ulrich Beck war es großartig. Plötzlich hatte man einen Begriff in der Öffentlichkeit, den ansonsten vielleicht nur wir als Sozialwissenschaftler*innen gekannt hätten. Auf einmal gibt es einen Begriff, der eine komplexe Situation wahnsinnig gut auf den Punkt bringt, und dann interessiert man sich auch dafür. Das ist das punktgenaue Beispiel für eine Konjunktur. Das Gleiche gilt vielleicht angesichts von Verschwörungsfantasien. Dann ist da plötzlich so jemand wie Gerd Gigerenzer interessant, der sich zu Fehldeutungen äußern kann (Gigerenzer 2016, 2021).

Günter Mey: Im Falle des von Marc Dietrich und mir durchgeführten DFG-Projekts zu Rassismuskursen im deutschsprachigen Hiphop¹ – nebenbei, wir haben das Projekt vor dem Antisemitismus-Skandal um die Verleihung des Echo-Musikpreises an die Rapper Farid Bang und Kollegah eingereicht, nicht auszuschließen ist aber, dass sich dieser Eklat dann positiv auf die Begutachtung ausgewirkt hat – würde ich sagen, haben wir ein öffentliches Thema forschungsseitig aufgegriffen. Es gibt sehr viele Medienanfragen, da das Thema auch schon vorher medial Aufmerksamkeit fand. Für mich wäre dies ein Exempel eines Wechselspiels, ganz unabhängig von der Hochschulkommunikation. Die dortige Praxis, eine Pressemitteilung zu schreiben, diese dann über den IDW (Informationsdienst Wissenschaft) zu streuen, kann dabei helfen, aber die Presse greift auch nicht jedes Thema auf. Da Sie es immer viel strikter formulieren als ich, würde ich eher sagen, es gibt eben auch Zwischenräume. Daher als Rückfrage: Gibt es diese Art von Wechselbeziehung?

Harald Welzer: Ganz schwierig. Da liegt manchmal sowas in der Luft, denn es gibt auch das Phänomen, dass man superoriginell an etwas forscht, und man trifft plötzlich andere, die arbeiten komischerweise genau an demselben Ding. Also Ihr Thema mit dem Hiphop hat sicher auch damit zu tun, dass es eine Konjunktur von Hatespeech gibt. Das hat wiederum Verwandtschaft zu irgendwelchen Fake-Geschichten, das hat dann Verwandtschaft zu Mobbing etc. Da merkt man, da konturiert sich etwas, da liegt wirklich etwas in der Luft. Manchmal staunt man auch, wenn man meint, man hat jetzt

was ganz Originelles entdeckt und beackert da ein wichtiges Feld – und zur selben Zeit haben es 20 andere Leute auch gemacht. Ich glaube, dass es tatsächlich so etwas wie eine Seismik gibt, da vibriert etwas, bevor es zur Eruption kommt. Wenn wir eine Sensibilität haben – als Gesellschaftsmitglieder und zugleich als Wissenschaftler*innen, die wir sind –, registriert man vielleicht diese seismischen Erscheinungen und denkt: »Wow, das könnte ein interessantes Thema sein.« Dann poppt dieses Thema an vielen Stellen plötzlich auf und man ist ganz erstaunt, dass man nicht der Einzige war.

Günter Mey: Inwieweit ist dies denn wiederum im Wissenschaftsbetrieb steuerbar?

Harald Welzer: Ich habe grundsätzlich etwas gegen die Steuerung von wissenschaftlichem Denken. Es ist klar, dass die DFG oder die Volkswagenstiftung über die Förderung Steuerung macht. Wir wissen aber auch, die sind immer hintendran. Wenn wirklich die Post abgeht, findet das jenseits dieser Institutionen statt, weil die natürlich immer ein Timelag haben. Wenn eine Gesellschaft großes Glück hat, dann gibt es pfiffige Forschungsgruppen, die erwischen einen Punkt. Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, wie sie Wilhelm Heitmeyer (2002), übrigens als Erziehungswissenschaftler, gewissermaßen entdeckt hat. Erst später geht das Thema dann in die Förderprogramme ein. Aber das wirklich vernünftig zu steuern, das kann man nur durch sehr grundsätzliche Programme machen, wie dies Mariana Mazzucato in ihrem tollen Buch *Das Kapital des Staates* (Mazzucato 2014) über das Verhältnis von Innovation und Wachstum beschrieben hat.

Günter Mey: Vermutlich gibt es deshalb auch zunehmend neben den Universitäten und ihren jeweiligen Förderinstitutionen und Geldgebenden die anderen Player, die ich ansprach. Die sind teilweise einfach schneller, weil dort andere Marktgesetze gelten.

Harald Welzer: Das kann so sein, aber sind dann vielleicht umgekehrt auch viel kurzlebiger, was dabei dann rauskommt.

Günter Mey: Vielleicht kommt zudem auch noch hinzu, mit welcher Gründlichkeit, Seriosität und – wodurch wir uns als Academia auszeichnen – auf der Grundlage einer hoffentlich guten Ausbildung in Forschungsmethodologie. Aber ungeachtet dieser Vorzüge sind wir teilweise echt zu langsam, bis ein Förderprogramm aufgelegt ist. Übertrieben gesagt, bis eine Ausschreibung fertig ist, ist das Problem im Grunde nicht mehr existent.

Harald Welzer: Ich kann dazu ein einfaches Beispiel geben. Als wir damals dieses unglaubliche Datenmaterial von über 200.000 Transkriptseiten von Gesprächen mit deutschen Kriegsgefangenen hatten, gab es kein einschlägiges Förderprogramm. Dann sind wir nicht auf die großen Institutionen und Stiftungen zugegangen, sondern auf die Fritz Thys-

sen und die Gerda Henkel Stiftung, weil die beide Förderschwerpunkte zu historischen Themen hatten. Die haben das unbürokratisch und sehr schnell gemacht, und zwar in Kooperation. Über die Tanker der Wissenschaftsförderung hätte das nicht funktioniert. Als Reaktionsbildung fand ich die Initiative der Volkswagenstiftung, damals noch unter der Leitung von Wilhelm Krull, sehr gut, Förderlinien aufzumachen, die inhaltlich nicht festgelegt waren, sondern als Formate angeboten wurden: für junge Forschungsgruppen oder auch für die Senior Researcher, für das Opus Magnum. Ich fand das eine sehr sinnvolle Reaktion auf solche Problemlagen, dass man inhaltlich eben nicht alles steuern kann.

4 Kunst und Wissenschaft

Günter Mey: Solche Förderformate eignen sich auch, um neue Felder zu erschließen. Eines, das mir reizvoll erscheint, ist, zu überlegen, ob nicht künstlerische Forschung vielmehr einzubeziehen wäre, nachdem in der Sozialwissenschaft und besonders in der Psychologie zunächst geisteswissenschaftliche Ansätze mit den entsprechenden jeweiligen methodologischen und theoretischen Rahmungen leitend waren, dann die naturwissenschaftliche Grundlegung erfolgte, inklusive der späteren Ausbreitung von Neuroscience, schließlich gab es die Entwicklung des sozialwissenschaftlichen Strangs inklusive der qualitativen und interpretativen Verfahren. Diese verschiedenen Strömungen existieren – wenn auch mit deutlich verschiedener Gewichtung innerhalb der Disziplin – heute nebeneinander. Meines Erachtens täten wir gut daran, zu überlegen, wie wir mehr von der Kunst profitieren könnten, ungeachtet der Skepsis, die Sie bereits zu solchen Fragen vorgebracht haben. Ich habe da andere Erfahrungen: in meinen Projekten (Mey 2020), oder auch bei Diskussionen, wie jene in Berlin im Deutschen Theater mit Recherchetheater-Akteur*innen, die wissen wollten, was qualitative Forschung ist und wie diese für die eigne Arbeit genutzt werden kann. Ich fand es sehr spannend zu sehen, wie die recherchieren, ihre Rechercheergebnisse aufbereiten und Narrative entwickeln für die Produktion. Ich weiß auch um die Vorbehalte. Ungeachtet dessen finde ich es lohnenswert, mehr über eine Verbindung von Kunst und Wissenschaft nachzudenken.

Harald Welzer: Das ist jetzt wieder ein weites Feld. Was ich vorhin meinte: Je mehr Bereiche des Kunstbetriebs auf Diskurs umgestellt haben, desto mehr Inanspruchnahme von sozialwissenschaftlichen Verfahren findet statt. Schlimm wird es aber immer, wenn Leute sich so etwas oberflächlich aneignen und dann irgendetwas machen, was wir eigentlich viel besser können, dann kommt schlechte Kunst dabei raus. Im Theater ist das häufig auch so. Theater ist teilweise schrecklich, weil es oft viel zu kurz verstandene Theorie ist. Das schließt nicht aus, dass es manchmal Gutes gibt, wie etwa Rimini Protokoll². Solche Projekte mit künstlerischer Forschung sind aber nur deswegen cool,

weil sie theatral einfach gut gemacht sind. Rimini Protokoll behauptet ja nicht, Wissenschaft zu sein. So wenig wie Milo Rau (z. B. 2017), wenn er seine Tribunale macht, behauptet: »Ich bin jetzt Gericht.« Das ist ja immer noch Theater und daraus schöpft sich auch eine andere als wissenschaftliche Potenz. Wenn es gut gemacht ist, ist es dann am Ende gut. Nur ist das meiste eben nicht gut gemacht, sondern bleibt auf einer oberflächlichen Ebene, hantiert mit irgendwelchen halbverdauten Begrifflichkeiten. Das ist dann so wie in schlechter Sozialwissenschaft und Kulturwissenschaft, in der eben erst mal »Foucault« gesagt wird, und alle nicken pflichtschuldig. Das soll dann schon reichen. In der Theaterszene gab es plötzlich diese »Immersion«, ohne dass irgendjemand wusste, was das sein sollte und wofür es gut ist. Wir haben immer solche Pseudowissenschaftlichkeit an vielen Stellen und Pseudowissenschaftlichkeit interessiert mich nicht. Ich habe selber zehn Jahre lang eine Galerie gehabt und ich finde Kunst gut und interessant. Aber genau deswegen, weil sie ein Erkenntnismittel eigener Art ist – und wir als Wissenschaftler*innen betreiben Erkenntnisgenerierung auf eine andere Art. Ich kenne nur ganz wenig Beispiele, wo das übereingeht.

Günter Mey: Ich würde natürlich umgekehrt sagen, wenn ich mir alle Forschung anschau, gibt es doch ungeheuer viel langweilige, schlecht gemachte und vor allem schlecht geschriebene Forschung. Eine der wiederkehrenden Fragen in allen Workshops – die ich zu Grounded-Theory-Methodologie gebe – an mich ist, ob es denn eigentlich ein gutes Buch gibt, das ich empfehle. Ebenso wäre es für die qualitative Forschung insgesamt wichtig, dies wird immer wieder beim Berliner Methodentreffen³ vorgebracht – neben dem Legitimationsdiskurs und unserer Rhetorik, dass es qualitativer Forschungsmethoden bedarf, um gute Wissenschaft zu machen und gute Geschichten zu erzählen –, einmal anzuführen, wo eigentlich unsere guten Bücher sind, also solche, in denen echt etwas rausgekommen ist, und das auch noch sprachlich angemessen und interessant, spannend erzählt ist.

Harald Welzer: Darf ich jetzt mal rückfragen: Was würde in Ihrem Bücherregal stehen?

Günter Mey: Es sind dann sicher vor allem ethnografische Studien oder solche, wo ich sagen würde, die eröffnen ein Eintauchen in eine Welt und sind so geschrieben, dass sie das Phänomen fassbar machen, fesselnd, aber eben kein Roman. Mir scheint eines der zentralen Probleme zu sein, dass ich zwar einen Wissenschaftsbericht für die DFG schreiben kann, auch diesen als Buch veröffentliche, aber dann muss ich mir nicht einbilden, dass das Buch von irgendjemand anderem gelesen wird, außer von der DFG und dem sehr engen Feld der eigenen, meistens kleinen Community. Die Frage ist die der Übersetzung. Im Grunde müssten also immer zwei Bücher geschrieben werden. Und deshalb gibt es aus meiner Sicht so wenig spannende Bücher, weil das zweite Buch nie

geschrieben wird. Im Grunde schreiben Sie die spannenden Bücher. Aber Sie markieren auch, dass die letzte wirkliche Studie lange zurückliegt. Und wenn es dann schon nicht in Personalunion gelingt, diese zwei Bücher zu schreiben, dann müssten wir uns eben das zweite Buch schreiben lassen. Das meine ich im Ernst. Denn performative Sozialwissenschaft verstehe ich nicht – oder sehr selten – als Forschung und Kunst in Personalunion, sondern als Zusammenarbeit mit Künstler*innen. Kunst und Wissenschaft im Dialog.

Harald Welzer: Wenn man auf die richtigen Leute trifft, die intelligent genug sind, die Sachen ernst zu nehmen und nicht beim »schlau sein, dabei sein« stehen bleiben. Häufig wird nicht weit genug gedacht, sondern es scheint bereits gut zu sein, wenn es sich gut anhört oder wenn man die richtigen Begriffe verwendet. Teilweise ist das wie beim Berater*innensprech, wo plötzlich alle »Am Ende des Tages« oder »Geld in die Hand nehmen« oder »Zur Wahrheit gehört aber auch« sagen. So reden in der Kunst plötzlich alle vom »Immersiven«, in der Soziologie von der »Singularität« und in der Politik von der »Vulnerabilität«. Was für die Kunst gilt, gilt auch für Kolleginnen und Kollegen in unseren Bereichen. Wenn es nicht selbst gedacht ist, sondern nur mitgeredet, dann bringt das nix. Dann ist es Scheiße. Und das war für mich immer so eine Maxime. Wir haben bei *Futurzwei* ein Leitbild, das heißt schlicht und ergreifend: »Scheiße machen wir nicht.« Und das ist, so wenig operationalisierbar es ist, ein absolut gutes Motto. Ich habe mir viel unnütze Arbeit erspart, indem ich irgendwann gesagt habe: »Scheiße machen wir nicht!« Punkt, Ende, aus.

Anmerkungen

- 1 <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/403605416> (Zugriff 15.05.2022).
- 2 www.rimini-protokoll.de (Zugriff 15.05.2022).
- 3 www.berliner-methodentreffen.de (Zugriff 15.05.2022).

Literatur

- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 1970. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Diaz-Bone, Rainer. 2021. Überlegungen zu Auswirkungen von Digitalisierung auf (qualitative) Sozialforschung. 16. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 23. Juli 2021. Zugriff 23.12.2021. https://berliner-methodentreffen.de/wp-content/uploads/2021/10/Diaz-Bone_2021.pdf.
- Gigerenzer, Gerd. 2016. *Risiko. Wie man die richtigen Entscheidungen trifft*. Hamburg: Zeitverlag Gerd Bucerius.
- Gigerenzer, Gerd. 2021. *Klick: Wie wir in einer digitalen Welt die Kontrolle behalten und die richtigen Entscheidungen treffen*. München: Bertelsmann.

- Heitmeyer, Wilhelm, Hrsg. 2002. *Deutsche Zustände. Folge 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Henke, Justus, Peer Pasternack und Sarah Schmid. 2017. *Mission, Die dritte: Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Leggewie, Claus und Harald Welzer. 2009. *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chance der Demokratie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Markowitsch, Hans-J. und Harald Welzer. 2005. *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Mattes, Peter und Ernst Schraube. 2004. »Die ›Oldstream‹-Psychologie wird verschwinden wie die Dinosaurier!« *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 5 (3). <https://doi.org/10.17169/fqs-5.3.553>.
- Mazzucato, Mariana. 2014. *Das Kapital des Staates. Eine andere Geschichte von Innovation und Wachstum*. München: Kunstmann.
- Mey, Günter. 2020. »Performative Sozialwissenschaft – im Gespräch.« *Journal für Psychologie* 28 (1): 3–14. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-3>.
- Mey, Günter. 2022. »Nichts ist praktischer als eine gute Theorie.« In *Schlüsselsätze*, hrsg. v. Sandra Maria Geschke (in Vorbereitung).
- Mey, Günter und Katja Mruck. 2020. »Qualitative Forschung in der Psychologie. Eine Kartierung.« In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1: Ansätze und Anwendungsfelder*, 2., aktualis. u. erw. Aufl., hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck, 1–24. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2_1.
- Neitzel, Sönke und Harald Welzer. 2011. *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Ohlbrecht, Heike, Carsten Detka und Sandra Tiefel, Hrsg. 2020. *Anselm Strauss – Werk, Aktualität und Potentiale. Mehr als nur Grounded Theory*. Opladen: Barbara Budrich.
- Rau, Milo. 2017. »Wir sind Arschlöcher durch Geburt«. Milo Rau spricht mit Harald Welzer und Peter Unfried über Gerechtigkeit im 21. Jahrhundert. *Taz.FUTURZWEI*, Nr. 2, 12. September 2017: 30–37. Zugriff 23.12.2021. <https://taz.de/!165351/>.
- Schneidewind, Uwe und Mandy Singer-Brodowski. 2014. *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*. Marburg: Metropolis.
- Schütze, Fritz. 1983. »Biographieforschung und narratives Interview.« *Neue Praxis* 13: 283–93. Zugriff 23.12.2021. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53147>.
- Strohschneider, Peter. 2014. »Zur Politik der Transformativen Wissenschaft.« In *Die Verfassung des Politischen. Festschrift für Hans Vorländer*, hrsg. v. André Brodocz, Dietrich Herrmann, Rainer Schmidt, Daniel Schulz und Julia Schulze-Wessel, 175–92. Wiesbaden: Springer.
- Welzer, Harald. 2002. *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München: Beck.
- Welzer, Harald. 2005. *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald. 2008. *Klimakriege. Wofür im 21. Jahrhundert getötet wird*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald. 2013. *Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald. 2019. *Alles könnte anders sein. Eine Gesellschaftsutopie für freie Menschen*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald. 2021. *Nachruf auf mich selbst. Die Kultur des Aufhörens*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Welzer, Harald und Hans-J. Markowitsch, Hrsg. 2006. *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall. 2002. *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Der Autor

Günter Mey, Prof. Dr. habil., ist Professor für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal und Privatdozent an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth; neben Gastaufenthalten an der Universität Luzern (Schweiz) und Aalborg University (Dänemark) hat er Gastprofessuren an den österreichischen Universitäten Klagenfurt und Wien; zudem leitet er das Institut für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin, das jährlich die Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung ausrichtet. Seine Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Forschung, insbesondere Grounded-Theory-Methodologie, sowie Wissenschaftskommunikation und performative Sozialwissenschaft; seine inhaltlichen Themenfelder sind Biografie, Identität und Transgenerationalität.

Kontakt: Prof. Dr. habil. Günter Mey, Hochschule Magdeburg-Stendal, Angewandte Humanwissenschaften, Osterburger Str. 25, 39576 Hansestadt Stendal; E-Mail: guenter.mey@h2.de.

Impressum

Journal für Psychologie

Theorie – Forschung – Praxis

www.journal-fuer-psychologie.de

ISSN (Online-Ausgabe): 2198-6959

ISSN (Print-Ausgabe): 0942-2285

30. Jahrgang, 2022, Heft 1

Herausgegeben von Paul Sebastian Ruppel
und Günter Mey

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1>

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-8379-8396-8

ViSdP

Die HerausgeberInnen; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die AutorInnen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der HerausgeberInnen, der Redaktion oder des Verlages dar.

Herausgebende

Mag. Andrea Birbaumer, Wien · Prof. Dr. Martin Dege, New York City · Dr. Peter Mattes, Berlin/Wien · Prof. Dr. Günter Mey, Magdeburg-Stendal/Berlin · Prof. Dr. Aglaja Przyborski, St. Pölten · Paul Sebastian Ruppel, Magdeburg-Stendal/Bochum · Univ.-Doz. Dr. Ralph Sichler, Wiener Neustadt · Dr. Anna Sieben, Bochum/Jülich · Prof. Dr. Thomas Slunecko, Wien

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Molly Andrews · Prof. Dr. Thea Bauriedl · Prof. Dr. Jarg Bergold · Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder · Prof. Dr. Stefan Busse · Prof. Dr. Tanja Eiselen · Prof. Dr. Jörg Frommer · Prof. Dr. Heiner Keupp · Prof. Dr. Carlos Kölbl · Prof. Dr. Helmut E. Lück · PD Dr. Günter Rexilius · Prof. Dr. Dr. h.c. Wolff-Michael Roth · Prof. Dr. Christina Schachtner · Prof. Dr. Rudolf Schmitt · Prof. Dr. Ernst Schraube · Prof. Dr. Margrit Schreier · Prof. Dr. Hans-Jürgen Seel · Dr. Michael Sonntag · Prof. Dr. Hank Stam · Dr. Irene Strasser · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Tress · Prof. Dr. Jaan Valsiner · Dr. Barbara Zielke · Prof. Dr. Dr. Günter Zurchorst

Erscheinen

Halbjährlich als digitale Open-Access-Publikation und parallel als Print-Ausgabe.

Verlag

Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG

Walltorstraße 10

D-35390 Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Abonnentenbetreuung

aboservice@psychosozial-verlag.de

Bezug

Jahresabonnement 49,90 € (zzgl. Versand)

Einzelheft 29,90 € (zzgl. Versand)

Studierende erhalten gegen Nachweis 25% Rabatt auf den Preis des Jahresabonnements.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen

Anfragen richten Sie bitte an den Verlag:

anzeigen@psychosozial-verlag.de

Die Zeitschrift *Journal für Psychologie* wird regelmäßig in der Publikationsdatenbank PSYINDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) lizenziert. Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

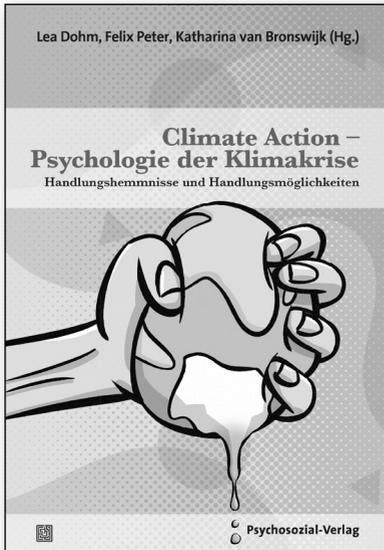
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.



Psychosozial-Verlag

Lea Dohm, Felix Peter, Katharina van Bronswijk (Hg.)

Climate Action – Psychologie der Klimakrise **Handlungshemmnisse und Handlungsmöglichkeiten**



2021 · 413 Seiten · Broschur
ISBN 978-3-8379-3110-5

Die Klimakrise spitzt sich zu, der Klimawandel wird immer stärker spürbar. Warum gelingt es vielfach trotzdem nicht, dringend notwendige Eindämmungsmaßnahmen einzuleiten und zu handeln? Die Autorinnen und Autoren beleuchten aus psychologischer und interdisziplinärer Sicht die Hindernisse, die

einer angemessenen Auseinandersetzung mit der Krise im Wege stehen. Sie bieten Inspirationen für den Umgang mit den Herausforderungen des Klimawandels und stellen Grundideen für ein konstruktives und kollektives Handeln dar. Dabei denken sie individuelles Handeln auf gesellschaftlicher Ebene und zeigen, dass jede*r in der Klimakrise wirksam werden und dabei gesund bleiben kann.

Mit Beiträgen von M. Barth, K. Beyerl, J. Bleh, H. Born, H.-J. Busch, A. Büttgen, S. Capstick, P. Chokrai, F. Creutzig, T. Culhane, A. de Bruyn Ouboter, K. Diehl, L. Dohm, I. Fritsche, E. Georg, R. Goldbach, T. Gralke, D. Habibi-Kohlen, G. Hagedorn, K. Hamann, M. Hener, N. Herzog, K. Heyne, S. Hieke, D. Hiss, R. Klinger, J.-O. Komm, E. Laing, W.F. Lamb, H. Landmann, O. Lassonczyk, S. Levi, G. Mattioli, J.C. Minx, F. Müller-Hansen, F. Peter, D.J. Petersen, K.R. von Kühlwein, G. Reese, T. Raimond, A.-K. Römpke, K. Sani, C. Schörk, M. Schulze, S. Schurmann, B. Seger, K. Simons, M. Soos, J.K. Steinberger, J.T. Roberts, N. Toussaint-Teachout, K. van Bronswijk, M. Wullenkord und I. Zobel

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Verpassen Sie keine Ausgabe mehr und schließen Sie gleich Ihr Abo ab!



Mit einem Abonnement der Zeitschriften des Psychosozial-Verlags sparen Sie und erhalten jede Ausgabe pünktlich bei Erscheinen ganz bequem nach Hause geliefert. Zu unserem wachsenden Zeitschriftenportfolio gehören:

- à jour!
- Behindertenpädagogik
- Freie Assoziation
- Jahrbuch der Psychoanalyse
- Journal für Psychologie
- Psychoanalyse im Widerspruch
- Psychoanalyse und Körper
- Psychoanalytische Familientherapie
- psychosozial
- Psychotherapie
- Psychotherapie im Alter
- Psychotherapie-Wissenschaft
- Spektrum der Mediation
- supervision

Informationen zu allen Zeitschriften des Psychosozial-Verlags finden Sie auf unserer Homepage: www.psychosozial-verlag.de/zeitschriften

So können Sie abonnieren:
E-Mail: aboservice@psychosozial-verlag.de
Telefon: 0641 – 96 99 78 26
Online: www.psychosozial-verlag.de/abonnements

Studierende
erhalten ihr Abo
mit
25 % Rabatt!

 **Psychosozial-Verlag**

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

ISBN 978-3-8379-8396-8



9 783837 983968